

clv



Elke Kammer

Flucht übers Meer



Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 1991
2. Auflage 1994
3. Auflage 1999

© 1991 by CLV • Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld
Illustrationen: Antje Schomaker
Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach
Satz: CLV/Enns Schrift & Bild, Bielefeld
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-148-3

1. Kapitel

Der glutrote Sonnenball verschwand hinter dem Horizont. Seine Strahlen spiegelten sich auf der weiten Wasseroberfläche wider und malten goldrote Streifen an den klaren Abendhimmel. Auf dem Uferdeich saß ein hagerer Junge und sah verträumt diesem Schauspiel der Natur zu. In der Ferne glitt ein Schiff vorüber, dessen Bugwellen sich schäumend am schmalen Sandstrand brachen. Ein paar kleinere Fischerboote tuckerten auf das offene Meer hinaus, um dort die Nacht zu verbringen. Der Junge begann zu frösteln. Er erhob sich mit einem Seufzer und schlenderte langsam die Uferböschung hinauf. Die breite Küstenstraße war noch sehr belebt. Colin mußte eine Weile warten, bis er zwischen den Autos hinübereilen konnte. Jetzt lief er durch schmale Gassen, die von schmutzigen, grauen Häuserfassaden gesäumt wurden. Die Abenddämmerung breitete sich über die Stadt und würde bald in die dunkle Nacht übergehen. Colin fürchtete sich ein wenig vor der Dunkelheit. Da wußte er nie, was sich hinter der nächsten Häuserecke oder hinter den parkenden Autos verbarg und welche Gefahr aus dem Unsichtbaren auf ihn lauerte. So beschleunigte er seine Schritte ein wenig, um vor der Nacht zu Hause zu sein. Plötzlich fiel scheppernd ein Mülltonnendeckel zu Boden und rollte auf den Bürgersteig. Colin sprang erschrocken zur Seite. Da sah er einen Schatten lautlos hinter der Buchenhecke verschwinden. „Will mich jemand überfallen?“ schoß es ihm durch den Kopf. Aber was gab es bei ihm schon zu stehlen? Geld oder andere wertvolle Dinge besaß er nicht. Selbst die Kleidung, die er auf dem Leib trug, war alt und zerschlissen, und von dem rechten Schuh löste sich bereits die Sohle ab. „Vielleicht will

mich jemand kidnappen und zu einem Einbruch oder so was zwingen!“ Davon war neulich in den Nachrichten berichtet worden. Zwar hatte sich das oben in Dublin zutragen, aber Dun Loaghaire war ja keine acht Meilen davon entfernt. Warum sollten solche Verbrecher nicht auch in diese Gegend kommen? Jetzt erst wurde Colin bewußt, daß er immer noch wie angewurzelt auf der Bordsteinkante stand. Sollte er es wagen, hinter die Hecke zu schauen? Oder sollte er lieber davonlaufen? Da raschelte es in den Buchenblättern. Colin blieb abermals fast das Herz stehen vor Schreck. Dann sah er zwei weiße Pfoten. Die Katze blickte mit ihren funkelnden, grünen Augen zu ihm auf. „Ach, du warst das!“ stieß der Junge erleichtert hervor. „Hast du mich aber erschreckt!“ Langsam ging er auf die Hecke zu. Doch da verschwand das Tier plötzlich in den dichten Zweigen und huschte lautlos davon.

„Dummes Vieh! Ich wollte dich doch bloß streicheln!“ rief Colin ihr verärgert nach und trat gegen den Mülltonnendeckel. Dieser rollte lärmend auf die Straße. Colin rannte hinterher und trat noch einmal danach. Der Lärm gefiel ihm. Er vertrieb die unheimliche Stille, die ihn in der menschenleeren Gasse einhüllte. So lief er die Straße hinunter und stieß dabei den Deckel vor sich her. Nach einer Weile wurde ein Fenster geöffnet. Eine Frau mit einem Handtuch um den Kopf sah zu ihm hinunter.

„He, du! Wirst du wohl mit dem Lärm aufhören!“ schrie sie den Jungen an. Colin gab dem Deckel einen letzten Stoß und eilte davon. Hinter der nächsten Straßenecke konnte er bereits das gelbe Haus entdecken, in dem er seit einigen Jahren wohnte. Der Putz bröckelte an mehreren Stellen von der Mauer, und an der Haustür war nur



noch wenig von der grünen Farbe zu erkennen, mit der sie einst gestrichen worden war. Als Colin die Stufen hinaufstieg, fiel ihm ein, daß er keinen Hausschlüssel besaß. Den hatte er neulich irgendwo verloren, wahrscheinlich auf dem Fußballplatz, und zur Strafe bekam er vorerst keinen neuen. Das bedeutete allerdings, daß er nur ins Haus konnte, wenn jemand da war und ihm die Tür öffnete.

„Jetzt ist Mama bestimmt da. Die Kleinen müssen doch ins Bett“, dachte er und kletterte auf das Treppengeländer, um durch das Wohnzimmerfenster zu schauen. Hinter den vergilbten Gardinen erkannte er das tanzende Zwielficht des laufenden Fernsehapparates. Im Sessel saß ein Mann mit einer Zigarette im Mundwinkel und sah gebannt auf den Bildschirm. Colin zog seinen Kopf schnell wieder zurück und sprang vom Geländer herunter. Dann versuchte er es auf der anderen Seite. Beim Kinderzimmer waren bereits die Vorhänge zugezogen, aber drinnen hörte er das Baby weinen. Zaghafte klopfte er an die Scheibe. Als niemand antwortete, wagte er es etwas kräftiger. Wenig später hörte er Schritte auf dem Flur, und seine kleine Schwester Fiona öffnete ihm. Sie rannte gleich wieder davon, wobei ihre nackten Füße auf den kalten Fliesen platschten. Colin schloß leise die Tür hinter sich und schlenderte in die Küche. Er sah in den Kühlschrank, der, obwohl er längst nicht mehr funktionierte, immer noch als Aufbewahrungsort für die Lebensmittel diente. Nach langem Überlegen nahm der Junge Brot und Butter heraus. Dann überlegte er, ob er sich für Wurst oder Marmelade entscheiden sollte. Schließlich sagte ihm Marmelade mehr zu. Im Abwaschbecken türmte sich das Geschirr. Colin griff nach einem Messer und wischte es an seinem schmutzigen

Hemd ab. Dann bestrich er sich damit eine Scheibe Brot. Da niemand zusah, aß er vorneweg schon etwas von der Marmelade. Dann setzte er sich an den wackeligen Küchentisch und begann, sein Brot zu verspeisen. Nach einigen Bissen meldeten sich plötzlich Bauchschmerzen. Colin lief zum Wasserhahn und trank ein paar Schlucke. Warum wurde ihm in letzter Zeit bloß dauernd so übel? Die anderen Kinder in seiner Klasse nannten ihn schon ‚Bohnenstange‘, weil unter der Haut die Rippen hervorstachen. Colin bemühte sich, die angebissene Brotscheibe hinunterzuwürgen, was ihm schließlich unter großer Anstrengung auch gelang.

Draußen war es inzwischen ganz dunkel geworden. Der matte Schein einer Straßenlaterne drang zum Küchenfenster herein und begleitete den Jungen auf den kalten Flur. Im Badezimmer tastete er nach den Streichhölzern und der Kerze, denn die Lampe war vor einigen Tagen einem von Cliffs Wutanfällen zum Opfer gefallen und bisher noch nicht repariert worden. Waschen hielt Colin für überflüssig, aber seine Zähne wollte er ausnahmsweise putzen, sonst bekam er bloß wieder Zahnschmerzen. Im Kinderzimmer wurde es jetzt ruhig. Die Mädchen schliefen also. Colin seufzte bei dem Gedanken, daß er sein schönes Zimmer an die beiden Kleinen hatte abgeben müssen. Stattdessen schlief er in der Nische hinter dem Wohnzimmer. Außer seinem Bett hatte nur eine schmale Kommode dort Platz, in der er seine Schul- und Spielsachen aufbewahrte. Die Kleidung war in dem großen Schrank im Kinderzimmer untergebracht, und wenn das Baby gerade schlief, konnte er nicht daran.

Jetzt blies Colin die Kerze aus und lief zum Wohnzimmer hinüber. An der Tür hielt er noch einmal inne.

Sollte er der Mutter ‚Gute Nacht‘ sagen? Aber sicherlich war sie schon zu Bett gegangen. Mit hängenden Schultern schlüpfte er ins Wohnzimmer und warf einen flüchtigen Blick auf den Fernseher. Cliff nahm keine Notiz von ihm. Schließlich war Colin nicht sein Sohn, also ging er ihn auch nichts an. Der Junge verschwand in seiner Nische und zog den Vorhang zu, der ihn vom Wohnzimmer trennte. Er knipste die Nachttischlampe an und ließ sich auf's Bett fallen. Er hatte nicht einmal mehr die Kraft, sich umzuziehen. Wozu auch? Was machte das schon für einen Unterschied, ob er mit schmutzigen oder mit sauberen Sachen unter die Decke schlüpfte? Es störte doch niemanden! Auf einmal stiegen ihm Tränen in die Augen. Zuerst wehrte sich Colin dagegen. Ein elfjähriger Junge weint doch nicht! Aber schließlich gab er den Kampf auf und ließ seinen Tränen freien Lauf. Das Gesicht im Kopfkissen vergraben schluchzte er leise vor sich hin. Nein, es störte niemanden, daß er mit schmutzigen Kleidern ins Bett ging! Es störte auch niemanden, daß er Marmelade ohne Brot aß oder daß er im Dunkeln auf der Straße herumlief! Jetzt trommelte er mit den Fäusten gegen die Wand seiner Abstellkammer. Ja, eine Abstellkammer war dies, und Colin fühlte sich wie ein alter Besen, den niemand mehr brauchen konnte, weil er durch einen neuen ersetzt worden war. Aus dem Fernseher drangen Schüsse und Schreie zu ihm herüber. In dem Film wurde anscheinend gerade jemand ermordet.

„Warum bringt ihr mich nicht auch um, wenn ihr mich nicht mehr haben wollt?“ schrie es in Colin. „Das wäre jedenfalls besser als diese Gleichgültigkeit!“ Doch als ihm die Ungeheuerlichkeit seiner Gedanken bewußt wurde, schämte er sich auf einmal dafür. Vorhin hatte er

sich noch vor einer Katze gefürchtet, und jetzt sehnte er sich auf einmal danach, tot zu sein. Das paßte doch nicht zusammen! Colin seufzte, dann löschte er das Licht und kroch unter die muffige Bettdecke. Er schloß die Augen und versuchte an etwas Schönes zu denken. Dabei wanderten seine Gedanken zurück in vergangene Zeiten. Wie war es damals gewesen, als Daddy und Ronny noch bei ihnen lebten? Colin konnte sich kaum mehr an seinen älteren Bruder erinnern. Auch das Gesicht des Vaters war längst aus seinem Gedächtnis verschwunden. Geblieben war ein Gefühl der Geborgenheit, das jäh durch die Trennung der Eltern zerstört wurde. Daddy und Ronny waren damals nach England gezogen. Wenig später hatte Mama Cliff kennengelernt. Seitdem war alles düster und trostlos geworden. Colin hatte Cliff nie gemocht, und der ihn ebensowenig. Dann wurden die Mädchen geboren, und nun blieb für Colin nicht einmal mehr die Mutter übrig. Wieder kamen ihm die Tränen, Tränen der Einsamkeit und des Selbstmitleids. Aber diesmal kämpfte er sie entschieden nieder. Er wollte doch an etwas Schönes denken! Also versuchte er noch einmal, sich an seinen Vater zu erinnern. Dabei nahm er in der Phantasie des Jungen immer mehr die Gestalt eines Helden an. Er war nicht nur stark und mutig, praktisch begabt und klug, sondern ebenso freundlich und hilfsbereit. Vor allem aber liebte er seinen Sohn von Herzen und sehnte sich nicht weniger nach einem Wiedersehen mit ihm, als Colin es tat. Über diesen Gedanken fiel er schließlich in einen tiefen Schlaf.

* * * * *

Colin besaß eine innere Uhr, die ihn jeden Morgen zur rechten Zeit weckte. Oft wachte er auch mitten in der

Nacht von einem bösen Traum auf, aber ein Blick aus dem Fenster in die Dunkelheit sagte ihm dann sofort, daß es noch nicht Zeit zum Aufstehen war. Aus dem Badezimmer hörte er Cliffs Rasierapparat, und in der Küche hantierte die Mutter mit dem Frühstücksgeschirr. Dabei sprach sie mit Fiona, die wie immer viel zu fragen und zu erzählen hatte. Colin streckte sich. Er sah zur grauen Zimmerdecke hinauf und überlegte, was heute für ein Tag war. Ah, Dienstag! Das bedeutete Sport und Geographie und leider auch Mathematik. Colin sprang aus dem Bett und kramte in einer Schublade seiner Kommode nach dem Turnbeutel. Dabei stieß er auf ein rostiges Taschenmesser, das er schon längst verloren geglaubt hatte. Er brauchte eine Weile, um die Klinge zu öffnen. Dann fühlte er die Schärfe der Schneide.

„Total stumpf,“ murmelte er und versuchte, den Rost an seiner Hose abzuwischen. Als das nicht gelang, warf er das Messer ärgerlich in die Schublade zurück. Mit einem Seufzer erhob er sich. Vielleicht hatte er den Turnbeutel neulich in der Schule vergessen. Er konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern. So schlug er den Vorhang seiner Nische zurück und lief gedankenverloren durch das Wohnzimmer in den Flur. Dort stieß er mit Cliff zusammen, der gerade aus dem Badezimmer kam. „Kannst du nicht aufpassen!“ fauchte er den Jungen an und holte zu einem Schlag aus. Aber Colin duckte sich blitzschnell und schlüpfte eilig ins Bad.

In der Küche plärrte das Radio seinen Morgenschlager, und Fiona hatte Mühe, mit ihrer dünnen Kinderstimme dagegen anzuschreien. Dazu krähte das Baby, und nun meldete sich mit lautem Pfeifen auch noch der Teekessel. Colin stand einen Augenblick unschlüssig in der

Tür. Jetzt nahm die Mutter den Kessel vom Herd und goß den Tee auf. Sie warf einen flüchtigen Blick auf ihren Sohn. „Zieh dir ein frisches Hemd an, und kämm dich!“ sagte sie und wandte sich dann wieder Fiona zu. Colin tat, wie ihm geheißen. Im Kleiderschrank stieß er sogar auf den vermißten Turnbeutel. Wie kam der bloß hierher?

Wenig später saß er neben den Schwestern am Küchentisch und löffelte lustlos die Cornflakes in sich hinein. Das Baby griff immer wieder nach seinen Haaren und zog daran. Es quietschte vor Vergnügen, während sich Colin unter dem schmerzenden Griff wand. Schließlich riß ihm die Geduld, und er schlug der kleinen Schwester auf die Hand. Sie fing an zu schreien und zu zappeln. Da spürte Colin plötzlich einen kräftigen Schlag auf seiner Wange. Er drehte sich um und sah in Cliffs zornige Augen. „Das machst du nicht noch einmal, ist das klar?“ ermahnte er den Jungen mit seiner tiefen Stimme.

„Nimm deine Sachen und hau ab! Sonst kommst du zu spät zur Schule,“ warf er Colin über die Schulter zu. Der Junge zögerte nicht. Er eilte auf den Flur hinaus und griff nach seiner Schultasche und dem Turnbeutel. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ er das Haus. Auf der Straße schlug ihm ein kühler Wind entgegen. Colin bereute, daß er keine Jacke mitgenommen hatte. Dann kreisten seine Gedanken wieder um den Vorfall am Frühstückstisch. In Wirklichkeit war es Cliff vollkommen egal, ob er zu spät zur Schule kam oder nicht. Colin trat nach einem Bierdeckel, der auf die Straße rollte und unter einem parkenden Auto verschwand. Einige Häuser weiter erkannte er Mark, einen Jungen aus seiner

Klasse. Sollte er hinlaufen und mit ihm zusammen gehen? Aber wenn Mark ihn nun nicht wollte? Colin blieb stehen und sah auf seine schmutzige Hose und die kaputten Schuhe. Normalerweise störten ihn diese Dinge nicht. Im Gegenteil: Er konnte damit angeben, wie gleichgültig ihm das alles war. Aber im Augenblick war ihm nicht danach zumute. Cliff hatte ihm wiedereinmal zu verstehen gegeben, daß er überflüssig war, und die Mutter war ihm nicht nachgelaufen, um ihm wenigstens „Auf Wiedersehen“ zu sagen. Keiner wollte ihn! Niemand! Plötzlich drehte sich Colin um und rannte in die entgegengesetzte Richtung davon. Er lief durch Gassen und kleine Straßen und schlug dabei mit seinem Turnbeutel gegen Straßenschilder und parkende Autos. Endlich bremste die Erschöpfung seinen Lauf. Colin war jetzt nahe bei der Schule angekommen. Da stand auf einmal Sean neben ihm und schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter.

„Hallo, du hast es aber wieder ‘mal eilig!’“ grüßte er den Kameraden. Colin rang nach Luft. „Ich will doch nichts von der schönen Mathestunde verpassen“, antwortete er, und es gelang ihm sogar, ein Grinsen in sein Gesicht zu zaubern.

In Wirklichkeit haßte er den Mathematikunterricht wie die meisten Kinder in seiner Klasse. Eigentlich war es der Lehrer, den sie haßten, oder besser gesagt, vor dem sie zitterten. Colin fiel es nicht schwer, gewöhnliche Rechenaufgaben zu lösen, ja, es hatte ihm sogar Spaß gemacht, bis dieser Lehrer in die Klasse kam. Mister Parker war klein und untersetzt. Seine krummen Beine verliehen ihm das Aussehen eines Kavalleristen, wobei die dicken Brillengläser in den Kindern die Vorstellung



eines zugeklappten Visiers weckten. Aber das war nicht das Schlimme, sondern Mister Parker trat mit unerbitlicher Härte und Hinterlist gegen seine Schüler an. Ja, man konnte wirklich meinen, daß er gegen sie kämpfte, anstatt, wie man es eigentlich von einem Lehrer erwartet, mit ihnen zusammen etwas zu erarbeiten. Bild 2 Colin hatte es bereits aufgegeben, um gute Leistungen zu ringen. Dennoch überfiel ihn unwillkürlich eine Gänsehaut, als der Lehrer das Klassenzimmer betrat. „Da wir, wie ihr wißt, am Freitag eine Klassenarbeit schreiben wollen, sollten wir die Zeit nutzen, um uns noch einmal die Textaufgaben anzusehen“, sagte er. Mister Parker schlug sein Buch auf und begann, eine Aufgabe an die Tafel zu schreiben. Als er damit fertig war, wandte er sich wieder zu den Kindern um. Dabei ertappte er zwei Mädchen im Gespräch miteinander. „Anne, du darfst gleich einmal an die Tafel kommen“, forderte er eine der beiden auf. Das Mädchen erschrak und ging gehorsam nach vorne. Der Lehrer übergab ihr die Kreide, mit der er eben geschrieben hatte, und ließ sie rechnen. Anne starrte zunächst unschlüssig auf die Tafel. „Nun, falsch ist es bisher nicht, aber wir sind der Lösung auch noch nicht nähergekommen“, kommentierte Mister Parker ihr Schweigen. So begann das Mädchen zunächst, zwei Zahlen miteinander zu multiplizieren. Quietschend fuhr die Kreide über den schwarzen Schieferbelag. „Bist du sicher, daß das so richtig ist?“ fragte der Lehrer, wobei er seine Arme vor der Brust verschränkte. Das Mädchen hielt inne und betrachtete verunsichert die Aufgabe.

„Nun, ich habe nicht gesagt, daß es falsch ist.“ Mister Parker warf einen Blick auf seine Uhr und gähnte gelangweilt. Die Klasse wurde allmählich unruhig. Das

verunsicherte Anne noch mehr, und sie konnte schließlich keinen klaren Gedanken mehr fassen. Den Tränen nahe gab sie dem Lehrer die Kreide zurück.

„Ich kann es nicht“, preßte sie zwischen den beiden Lippen hervor und eilte auf ihren Platz zurück. Colin sah ihr voller Mitleid nach. Seine Wut auf den sadistischen Lehrer steigerte sich noch, als dieser gewollt langsam und musternd seinen Blick durch die Reihen schweifen ließ. Schließlich blieb er an Sean haften, der vergeblich versucht hatte, sich hinter seinem Buch zu verstecken.

„Wie wäre es mit dir?“ fragte Mister Parker und ließ die Kreide zwischen Daumen und Zeigefinger hin- und herrollen. Sean erhob sich mit zitternden Knien und sah ebenso ratlos auf die Tafel wie zuvor Anne. Colin meinte, in der Stille das Herz des Freundes schlagen zu hören, so sehr spürte er ihm die Aufregung ab. Wieder sah Mister Parker auf seine Armbanduhr und seufzte. „Wie ein Kaninchen vor einem Mauselloch“, kommentierte er den verunsicherten Blick des Jungen auf die vor ihm stehende Aufgabe. Einige Kinder kicherten leise vor sich hin, was dem Lehrer eine heimliche Genugtuung verlieh. „Also gut, setz dich!“ forderte er Sean schließlich auf. Der Junge kehrte erleichtert auf seinen Platz zurück.

„Gibt es jemanden unter euch, der die Aufgabe lösen kann?“ Zwei Hände schnellten in die Höhe. Colin achtete nicht mehr darauf, was um ihn her vor sich ging. In Gedanken übte er Rache an dem ungerechten Lehrer, dem sie ohnmächtig ausgeliefert waren. Er kippte ihm ein Tintenfaß in die Aktentasche und legte ihm gleich

drei Reißzwecken auf den Stuhl. Dann spannte er einen dünnen Bindfaden zwischen die Türöffnung und sah Mister Parker der Länge nach darüber stolpern. Erst ein Rippenstoß seines Tischnachbarn brachte Colin in die Gegenwart zurück. „Du bist dran“, flüsterte Sean ihm zu. Colin warf einen Blick auf die Tafel.

„Kann ich nicht“, sagte er gelassen, bewußt eine schlechte Zensur in Kauf nehmend, und blieb auf seinem Platz. Die Aufgabe erschien ihm zwar durchaus lösbar, aber er zog es vor, einen gewissen Abstand zu Mister Parker zu wahren. Dieser suchte nun nach einem neuen Opfer.

Die nächsten beiden Stunden war Sportunterricht. Colin beeilte sich, um als erster bei der Turnhalle zu sein. Dann konnte er sich schnell umkleiden, bevor die anderen kamen und über seine vorstehenden Rippen spotteten. Es gelang ihm tatsächlich, erster zu sein, doch dann mußte er feststellen, daß sein Turnbeutel nur Hose und Schuhe beinhaltenete. Er sah sein graues, zerlöcherntes Unterhemd und schüttelte langsam den Kopf. Damit würde er jedenfalls nicht turnen!

Da schob ihm plötzlich jemand von hinten ein sauberes Hemd zu. Colin wandte sich um und erkannte Sean. Einen Moment lang trafen sich ihre Blicke. Dann zog sich jeder fertig um, und sie jagten gemeinsam in die große Sporthalle hinaus.

Nach dem Warmlaufen und einigen Gymnastikübungen wurden die Geräte aufgestellt. Colin konnte es kaum abwarten, über den hohen Bock und den langen Kasten zu springen. Wie ein Affe kletterte er an den Seilen zur

Decke hinauf und fühlte sich dabei wie ein Matrose in der Takelage eines Segelschiffes. Schließlich rief ihn die Trillerpfeife des Lehrers auf den Boden zurück.

Die Kinder mußten sich in einer Reihe aufstellen und nacheinander die Geräte überqueren. Dabei stand der Lehrer jeweils neben dem Bock oder Kasten, um Hilfestellung zu gewähren. Der dicke Andrew blieb wie immer oben sitzen. Dagegen bekam Liam soviel Schwung, daß er seitlich heruntergefallen wäre, wenn ihn der Lehrer nicht gehalten hätte. Colin zählte die Jungen, die noch vor ihm standen. Je näher die Reihe an ihn kam, desto unruhiger wurde er auf einmal. Wieder griff der Lehrer zu, um dem kleinen Matty hinüberzuhelfen. Colin starrte auf den Bock. Er wußte, daß er ihn mit Leichtigkeit überspringen konnte. Dennoch zögerte er und lief schließlich nur mit halber Kraft darauf zu. Vor dem Bock blieb er jäh stehen.

„Was ist, Colin? Du brauchst doch keine Angst zu haben, ich halte dich ja“, sagte der Sportlehrer und forderte ihn auf, es noch einmal zu versuchen. Colin schüttelte den Kopf. Das war es ja gerade, wovor ihm graute, die Hände des Lehrers, die seine nackten Arme umfassen würden. Wie sehr haßte er eine solche Berührung! Verzweifelt suchte er nach einer Ausrede. Schließlich log er, daß ihm das Knie wehtäte. Aber der Lehrer wollte ihm das nicht glauben. Einige Kinder lachten ihn aus, und Colin wurde sehr elend zumute. Aber der Unterricht mußte weitergehen. So ließ man ihn bald in Ruhe.

Nachdem die übrigen Kinder den Bock überquert hatten, wechselte der Lehrer seinen Platz. Nun kam der lange Kasten an die Reihe. Da hatte Colin plötzlich eine

Idee. Ohne sich lange zu besinnen, rannte er los und sprang mit einem gekonnten Satz über den Bock.

„Colin!“ hallte die Stimme des Lehrers durch die Turnhalle. Dann eilte er auch schon mit langen Schritten auf den Jungen zu. Colin geriet auf einmal in Panik und rannte wie ein gehetztes Kaninchen davon. Doch er kam nicht weit. In die Ecke der Turnhalle gedrängt sah er sich seinem Verfolger hilflos ausgeliefert. Die Augen seiner Mitschüler waren wie gebannt auf ihn gerichtet, und die Schritte des Lehrers hallten dumpf von den hohen Wänden wider.

„Jetzt kommt es darauf an! Du darfst bloß nicht als Schwächling dastehen!“ schoß es Colin durch den Kopf. So stellte er sich breitbeinig hin und verschränkte seine dünnen Arme vor der Brust. Mit bebender Stimme rief er dem Lehrer zu: „Mein Knie war auf einmal wieder in Ordnung. Da wollte ich den Sprung nachholen!“

„Du weißt ganz genau, daß du nur springen darfst, wenn ich dabeistehe“, sagte der Lehrer, der inzwischen herangekommen war. „Es kann immer `mal etwas passieren, gerade bei solchen Angebern wie dir!“ Colin konnte seinem Blick nicht standhalten und sah stattdessen zur Decke hinauf. Die Worte des Lehrers rieselten auf ihn herab, ohne daß er ihren Sinn erfaßte. Schließlich konnte Colin ja nicht einmal den wahren Grund für sein Verhalten nennen. Zur Strafe wurde er von dem Fußballspiel ausgeschlossen, mit dem sie den Sportunterricht für heute beendeten.

2. Kapitel

Als Colin am Nachmittag nach Hause kam, fand er die Tür verschlossen. „Sicher ist Mama einkaufen gegangen“, dachte er und ließ sich müde auf den Treppentufen nieder. Vor ihm lief ein schwarzer Käfer über den Weg. Colin beobachtete ihn eine Weile, wie er auf seinen zierlichen Beinen vorwärtskroch. Schließlich verschwand er im Gras des Vorgartens. Colin seufzte und starrte trübsinnig vor sich hin. Da drangen plötzlich zwei dumpfe Schläge von der nahen Turmuhr zu ihm herüber. Halb fünf. Jetzt würde Cliff bald von der Arbeit heimkommen. Ob er wohl heute eher zu Hause war als die Mutter? Colin beugte sich ein wenig vor und sah die Straße hinunter. Wenn Cliff ihn hier vor der Haustür sitzen sah, hatte er wieder einen Grund, über ihn heranziehen. Warum mußte Colin auch so dumm sein und seinen Schlüssel verlieren! Er seufzte noch einmal und erhob sich. Nein! Cliff sollte ihn hier nicht vorfinden. Er warf sich den Turnbeutel über die Schulter und schlenkerte wieder davon.

Zuerst dachte er daran, zum Uferteich zu laufen. Aber dann erschien ihm der Weg doch zu weit, zumal sein Magen nach etwas Eßbarem verlangte. So entschied er sich, in den Supermarkt zu gehen. Vielleicht traf er dort die Mutter mit den Kleinen.

Kurz vor Ladenschluß eilten noch Leute in die Geschäfte. Colin wurde fast erdrückt, als er durch die schmalen Gänge schlüpfte. Seine Mutter konnte er nirgends finden. Stattdessen meldete sich sein leerer Magen immer heftiger vor allem jetzt, da er das Süßwarenregal er-

blickte. Colin lief das Wasser im Munde zusammen bei dem Anblick der Leckereien. Er durchforschte seine Hosentasche in der Hoffnung, irgendwo auf ein paar Pennies zu stoßen. Aber es war hoffnungslos. Er besaß kein Geld. So wandte er sich schweren Herzens von den verlockenden Sachen ab und drängte sich zur Kasse vor. Doch sein leerer Magen ließ ihn nicht in Ruhe. Wie Eisen von einem Magneten wurde Colin abermals von den Süßigkeiten angezogen. Er kehrte zu dem Regal zurück und sah sich verstohlen um. In dem Gedränge beachtete ihn niemand. Es muß ja auch nicht viel sein, nur eine Kleinigkeit, um den größten Hunger zu stillen. Mit einem raschen Griff landete ein Schokoladenriegel in seiner Hosentasche. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals, als er sich so unauffällig wie möglich durch die Menge zur Kasse schob. Dort zeigte er seine leeren Hände und verließ unter dem mißtrauischen Blick der Verkäuferin den Laden.

Colin atmete erleichtert auf, als er wieder den blauen Himmel über sich sah. Er bog um eine Straßenecke, um sicher zu sein, daß ihn die Verkäuferin nicht mehr sehen konnte. Dann wagte er es, den Schokoladenriegel aus der Hosentasche zu ziehen. Mit zitternden Händen öffnete er das Papier und biß gierig zu. Doch die Süßigkeit wollte ihm heute nicht recht schmecken. War es, weil ihn sein Gewissen für den Diebstahl anklagte?

Aber was macht schon ein kleiner Riegel! Die haben doch so viele dort, versuchte er sich zu beruhigen. Als er jetzt in seinen Straßenzug einbog, sah er schon von weitem die Mutter mit dem Kinderwagen. Fiona sprang nebenher, und wie gewöhnlich konnte ihr Mundwerk keinen Augenblick stillstehen. So bemerkte die Mutter ihren

Sohn erst, als sie schon fast bei der Haustür ankamen. „Warst du bei einem Freund?“ fragte sie Colin. „Nein, nur so in der Stadt“, antwortete der Junge tonlos. Cliff war bereits von der Arbeit zurück und bastelte an seiner kleinen Modelleisenbahn herum. Das war sein Hobby, mit dem er sich hin und wieder stundenlang beschäftigen konnte. Colin überkam dann jedesmal die Erinnerung an jenen Tag, als er eines der kleinen Wägelchen hatte fallen lassen. Zwei Räder waren abgebrochen, und Cliff hatte ihn dafür so sehr verprügelt, daß die Mutter schließlich dazwischengetreten war. Damals waren die Mädchen noch nicht geboren. Colin war also noch ziemlich klein gewesen, aber diese Erinnerung stand ihm so deutlich vor Augen, als hätte es sich erst gestern zugetragen.

Er lief in seine Nische und ließ sich auf's Bett fallen. Da erblickte er auf seiner Kommode den Cassettenrecorder. Es war ein Weihnachtsgeschenk vom vergangenen Jahr, und Colin war sehr stolz darauf. Er beugte sich vor und legte seine Lieblingscassette mit irischer Volksmusik ein. Er drehte den Recorder etwas lauter und sank auf's Bett zurück. Die Musik gefiel ihm. Sie begleitete ihn in seine Traumwelt, die aus hohen Bergen mit herabstürzenden Wasserfällen bestand. Weite grüne Wiesen und steile Klippen, an denen sich schäumend die Meeresbrandung brach, hatten dort ebenfalls ihren Platz. In Gedanken jagte Colin auf einem ungesattelten Pferd über endlose Wiesen und schmiegte dabei seinen Kopf eng an die Mähne des Tieres. Wie das Rauschen des Windes in hohem Binsengras klangen ihm die hellen Flötentöne in den Ohren. Plötzlich mischten sich dröhnende Schlagzeugrhythmen mit der lieblichen Musik. Cliff hatte im Wohnzimmer eine Schallplatte aufgelegt. Die schrille Stimme einer Sängerin kreischte durch's Haus. Colin mußte not-

gedrungen seinen Cassettenrecorder ausschalten. Gegen Cliffs Stereoanlage kam sein kleines Gerät natürlich nicht an. In ohnmächtiger Wut hielt er sich die Ohren zu. Als ob das etwas half! Er war dem aggressiven Rhythmus ausgeliefert. Colin sprang auf und wühlte verzweifelt in seiner Schublade herum. Plötzlich durchzuckte ihn ein Schmerz. Er hatte mit der Hand in das rostige Taschenmesser gegriffen, das er am Morgen unverschlossen zwischen die Sachen geworfen hatte. Blut rann an seinem Arm hinunter und tropfte in die Schublade. Ganz stumpf war die Klinge also doch noch nicht! Colin stand auf und ging in die Küche.

„Was hast du denn gemacht?“ fragte Fiona erschrocken und deutete auf seine blutige Hand. „Geschnitten“, murmelte Colin und bat die Mutter um ein Pflaster. „Wie hast du das bloß gemacht? Ich glaube, da wickeln wir besser einen Verband herum“, entgegnete diese und wischte ihre Hände an der Schürze ab. Colin wurde es auf einmal warm ums Herz, als sie ihm vorsichtig die Wunde säuberte. Der Schnitt war doch nicht so lang, wie es zunächst ausgesehen hatte. Die Mutter legte ein Stück Mullbinde darauf und klebte es mit einem Heftpflaster fest. „Die Suppe kocht über!“ rief sie auf einmal und stürzte in die Küche zurück.

Colin betrachtete seine verletzte Hand. Er malte sich aus, wie er vor den Klassenkameraden damit angeben könnte. „Eine Kriegsverletzung! Bin in eine Messerscherei geraten!“ Nur schade, daß es sich um die linke Hand handelte, sonst hätte er vielleicht die Mathearbeit nicht mitschreiben müssen. Langsam schlenderte er in die Küche. Die Mutter stellte gerade den Suppentopf auf den Tisch.

„Warum riecht das hier so verbrannt?“ erklang Cliffs raue Stimme. Der Junge wich einen Schritt zur Seite. „Ich mußte Colin die Hand verbinden. Dabei ist die Suppe übergekocht“, erklärte die Mutter, während sie eilig die Teller auf den Tisch stellte. Cliff entgegnete nichts darauf, aber der Blick, mit dem er den Jungen beobachtete, sagte mehr als viele Worte. Colin schnürte es die Kehle zu. Er war schuld daran, daß sie heute angebrannte Suppe essen mußten. Am liebsten wäre er in seiner Nische verschwunden und hätte sich für den Rest des Tages nicht mehr blicken lassen. Aber das hätte Cliff wahrscheinlich noch wütender gemacht, weil sich die Mutter dann besorgt um ihren Sohn kümmern würde. So zog es Colin vor, sich leise auf seinem Platz niederzulassen. Glücklicherweise unterbrach Fiona bald mit ihrem Geplapper die drückende Stille.

* * * * *

„Puh! Das wäre überstanden!“ seufzte Sean und schwang sich die Schultasche über die Schulter. „Ich fand die Aufgaben gar nicht so schwer“, entgegnete Colin. „Wir hätten bloß mehr Zeit haben müssen.“ „Das ist es ja gerade! Ich habe höchstens die Hälfte geschafft, und wer weiß, wieviel davon noch falsch ist.“ Mit hängenden Köpfen trotteten die beiden Jungen auf dem staubigen Bürgersteig dahin. „Was machst du am Wochenende?“ fragte Colin und wechselte damit das Thema. „Wir fahren wieder nach Annamoe zu meinen Großeltern“, antwortete Sean und bekam neuen Lebensmut. Colin kannte die Großeltern seines Freundes. Er hatte einmal zu einem Besuch mitfahren dürfen. Das Dorf, in dem sie wohnten, lag am Rande der bewaldeten Wicklowberge, etwa eine Autostunde von Dun Laoghaire entfernt. Die

Umgebung lud zu den herrlichsten Ausflügen ein, und Colin hätte seinen Freund gerne des öfteren dorthin begleitet. Aber Seans Vater war ein vornehmer Mann, der viel auf gute Manieren hielt. Die hatte Colin anscheinend nicht zu seiner Zufriedenheit an den Tag gelegt, und so war er nicht noch einmal eingeladen worden.

„Seid ihr das ganze Wochenende weg?“ fragte er jetzt ein wenig enttäuscht. Sean nickte. „Wir fahren morgen früh und kommen erst Sonntagabend zurück.“ „Ich würde dich ja gerne dabeihaben“, beteuerte der Freund. „Mit dir kann man viel mehr erleben als mit meinem langweiligen Bruder! Aber du weißt ja, mein Vater will“ „Ja, ja, ich versteh schon!“ Colin beschleunigte seine Schritte, um dadurch seinem Gefühl der Enttäuschung ein wenig Luft zu machen. Keiner wollte ihn! Das war schon immer so gewesen, und das würde wohl auch immer so bleiben! An der nächsten Straßenecke trennten sich die beiden Freunde. „Tschüß, bis Montag! Du kannst ja dafür die Schiffe beobachten“, sagte Sean. „Ja, tschüß!“ rief Colin ihm über die Schulter zu und eilte davon.

* * * * *

Feine Nebelschwaden zogen über das Wasser, während die letzten Passagiere an Deck der St. Columba eilten. Jetzt wurde die breite Klappe am Bauch des Fährschiffes geschlossen, in dem sich die Lastwagen und Personautos befanden. Das Nebelhorn tutete zweimal zum Zeichen für die Matrosen, die schweren Taue einzuholen. Die große Motorschraube setzte sich langsam in Bewegung, und das Schiff entfernte sich Meter für Meter vom Kai.

Colin hatte schon Hunderte von Malen zugeesehen, wie die großen Fähren im Hafen an- und ablegten. Dennoch faszinierte es ihn jedesmal von neuem. Das Schiff steuerte auf's offene Meer zu. Die Wellen klatschten gegen die Ufermauer, und Colin fühlte ein paar Spritzer in seinem Gesicht. Bald würde die Fähre am Horizont verschwinden und einige Stunden später in Holyhead anlegen.

Holyhead – das war in Wales. Dann würden die Leute mit dem Auto oder mit dem Zug nach England weiterfahren oder noch weiter über den Kanal zum Kontinent. Colin träumte wie so oft von einer Reise über's Meer. Geographie war schon immer sein Lieblingsfach in der Schule gewesen, weil er dann so viele Länder erobern konnte, und war es auch nur in Gedanken. Er jagte Eisbären in Grönland und ritt auf Steppenpferden durch die Tundra. In der Schweiz hatte er schon alle hohen Gipfel erstiegen, und in Holland wohnte er in einer hölzernen Windmühle, deren Flügel sich Tag und Nacht drehten. Aber in Wirklichkeit war Colin noch nie in seinem Leben von der ‚Grünen Insel‘ heruntergekommen. Er wußte lediglich von ein paar Ausflügen ins Landesinnere zu berichten.

Gelangweilt wandte er sich nach einiger Zeit um und schlenderte die Uferpromenade entlang. Es war noch früh am Morgen und recht kühl für den Sommeranfang. Colin sah den herantreibenden Wellen zu, die immer höher wuchsen, bis sie schließlich schäumend zusammenbrachen. Da entdeckte er auf einmal einen dunklen Gegenstand, der auf dem bewegten Wasser auf und nieder tanzte. Zuerst dachte Colin an ein großes Stück Treibholz. Vielleicht war es ein Ast von einer fernen Küste. Aber beim näheren Hinsehen erkannte er, daß es

sich um eine Kiste handelte. Er blieb stehen und schaute gebannt zu, wie sie von den Wellen herangezogen wurde. Dabei malte er sich aus, welche Schätze wohl darin verborgen sein würden. Vielleicht Gold und Silber von einem Piratenschiff! Aber dann wäre doch die Kiste zu schwer, um noch schwimmen zu können. Wenn nun alte Knochen oder ein Skelett darin lagen? Colin schauderte bei dem Gedanken an halbverweste Totengebeine. Aber es war ja nicht auszuschließen.

Bald spuckte das Meer seine Beute an Land. Während das Wasser sich wieder zurückzog, blieb die Kiste etwas verloren auf dem schmalen Sandstreifen liegen. Colin kletterte die Ufermauer hinunter und eilte auf seinen Fund zu. Zunächst besah er sich die Kiste aus einiger Entfernung. Schließlich konnte auch Sprengstoff darin versteckt sein, der plötzlich eine Explosion auslösen konnte! Als nichts dergleichen geschah, wagte sich der Junge näher heran. Die Wellen umspielten seine Füße und durchweichten die kaputten Schuhe. Aber das war ihm jetzt egal. Vorsichtig betastete er das nasse Holz, das mit starken Tauen zusammengehalten wurde. Jetzt hörte er die Schritte hinter sich und drehte sich erschrocken um. Zwei junge Männer kamen auf ihn zu, die anscheinend ebenfalls an der Kiste interessiert waren.

„Hallo“, grüßten sie den Jungen einsilbig. Colin fuhr fort, seinen Fund zu untersuchen. Er entdeckte einen Riegel, an dem ein rostiges Vorhängeschloß befestigt war. Dort stand auch ein Name in blassen, roten Buchstaben. „Amiga“, las Colin halblaut. Einer der Männer beugte sich zu ihm vor und wiederholte den Namen. „Amiga. Das klingt spanisch“, sagte er erstaunt. „Wie

die sich wohl in die Irische See verirrt hat?“ Jetzt griff er nach dem Vorhängeschloß und rüttelte daran. Aber es gab nicht nach. „Soll ich Werkzeug holen?“ bot sich sein Kamerad an. „Ja, warum nicht! Vielleicht finden wir ja etwas Interessantes.“

Wenig später machten sich die beiden Männer daran, das Schloß der Kiste aufzubrechen. Colin sah ihnen gespannt zu. Er träumte immer noch von einem großen Schatz. Vielleicht waren irgendwelche Urkunden darin, für die das Seefahrtsmuseum viel Geld bezahlte. Es braucht ja nur eine kleine Schmuckschatulle mit drei Diamanten zu sein, einen für jeden von ihnen. Dabei fragte sich Colin, ob die beiden Männer ihm überhaupt etwas abgeben würden. Schließlich hatte er die Kiste zuerst entdeckt, wenn er sie auch nicht selbst öffnen konnte. Endlich sprang das Schloß auf, und der Riegel ließ sich zurückschieben. Da die Kiste schief im Sand lag, mußten sie den Deckel zur Seite klappen. Dabei kam ihm schon der Inhalt entgegen. Colin sah überrascht auf die Rettungsleinen und Schwimmwesten, die neben ihm zu Boden rollten. Die beiden Männer sahen sich ein wenig enttäuscht an. „Was hattest du denn erwartet?“ fragte schließlich der eine von ihnen und bückte sich nach einer Schwimmweste. „Nun ja, so schlecht sind die doch auch nicht“, entgegnete sein Kamerad. „Wir können das Zeug zu Brian in den Laden bringen. Etwas wird er schon dafür locker machen!“ Colin ging in die Hocke und besah sich den Inhalt aus der Nähe. Es war tatsächlich nichts als Leinen und Schwimmwesten in der Kiste zu finden.

„Wie sollen wir die Sachen hochschaffen?“ hörte er einen der Männer fragen. „Hol' ein paar Tüten, wo wir sie

reinstopfen können!“ Wieder ging der Mann. Colin versuchte, sich eine der Westen überzuziehen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. „Laß das lieber! Du kannst sowieso nichts damit anfangen“, wies ihn der Mann zu- recht. „Aber du kannst uns tragen helfen und dir damit ein bißchen verdienen.“

Allmählich wurde es auf der Uferpromenade belebter. Einige Leute blieben stehen und sahen neugierig auf die gestrandete Kiste hinunter. Colin half, die Schwimmwesten und Rettungsleinen in den Tüten und Taschen zu verstauen. Dann keuchten sie schwerbeladen die Böschung hinauf.

„Ich habe meinen Wagen gleich dort drüben an der Ecke geparkt“, sagte der Mann, den sein Kamerad mit Pete anredete. Colin mußte zweimal anhalten, um nicht unter der Last zusammenzubrechen. Endlich hatten sie das Auto erreicht. Pete öffnete den Kofferraum und warf seine Tüten und Taschen hinein. Der Rest wurde auf den Rücksitz gepackt. Dann griff der andere Mann in seine Hosentasche und zog eine zerknitterte Fünf-Pfund-Note* heraus.

„Hier, das ist für dich“, sagte er und reichte dem Jungen das Geld. „Aber erzähl's nicht überall `rum!“ Er öffnete die Tür und schwang sich auf den Beifahrersitz. Mit lautem Geknatter brauste das Auto die Straße hinunter. Colin sah ihm ein wenig verwirrt nach. Es war auf einmal alles so schnell gegangen, daß er es noch nicht recht fassen konnte. Dann betrachtete er den Geldschein in seiner Hand. Fünf Pfund – er konnte sich nicht erinnern, jemals

* ca. 20 DM

soviel Geld besessen zu haben. Aber wer wußte, wieviel die beiden Männer für die Schwimmwesten und Rettungsleinen bekommen würden! Sicherlich waren diese fünf Pfund nur ein kleiner Bruchteil davon. Auf jeden Fall war es viel Geld für Colin, und er träumte schon von den herrlichen Sachen, die er sich davon kaufen konnte.

* * * * *

Es war so still im Klassenzimmer, daß Colin meinte, sogar die Armbanduhr des Lehrers ticken zu hören. Mister Parker teilte die Arbeitshefte aus. Sein Gesicht wirkte wie eine grinsende Maske, die verriet, welchen Genuß es ihm bereitete, seine Schüler in ängstlicher Erwartung vor sich zu sehen. Er sparte auch nicht mit Kommentaren, während er jedem einzelnen sein Heft auf den Tisch legte. Jetzt kam Sean an die Reihe.

„Dein Vater wird nicht gerade begeistert sein“, sagte Mister Parker mit gespielterm Mitleid. Seine Worte trafen den Jungen wie ein Keulenschlag. Mit zitternden Händen schlug er das Heft auf und wagte es kaum, das Ergebnis seiner Mathematikarbeit zur Kenntnis zu nehmen. Colin hatte nicht viel besser abgeschnitten, aber bei ihm sagte der Lehrer nur: „Du solltest dir endlich mal eine saubere Schrift zulegen!“ Colin blätterte desinteressiert in seinem Heft herum. Seine Leistung war mittelmäßig wie immer. Verstohlen äugte er zu seinem Freund hinüber, der nur mit Mühe seine Tränen zurückhalten konnte. Colin wußte, was es für Sean bedeutete, eine schlechte Arbeit mit nach Hause zu bringen. Sein Vater würde ihm eine gehörige Tracht Prügel verabreichen, und dann mußte er seine Freizeit in den nächsten Wochen hinter seinen Büchern zubringen. Wieder stieg

eine heftige Wut gegen den ungerechten Lehrer in ihm auf, der sich an dem Kummer seiner Schüler weidete. Colin überhäufte ihn in Gedanken mit den übelsten Verwünschungen. Irgendwie ging auch diese Mathematikstunde vorüber, und die Kinder stürmten auf den Pausenhof hinaus.

„Du brauchst deinem Vater ja einfach nichts davon zu sagen“, schlug Colin dem Freund vor, während sie sich im Schatten einer Ulme niederließen. „Irgendwann erfährt er es ja doch“, entgegnete Sean. „Spätestens, wenn es in ein paar Wochen Zeugnisse gibt!“ Er seufzte und kaute lustlos an seinem Frühstücksbrot. „Und wenn du ihm erzählst, wie gemein Mister Parker ist?“ „Das glaubt mein Vater sowieso nicht! Lehrer sind in seinen Augen nie daran schuld, wenn Schüler versagen.“ Eine Weile saßen sie schweigend beieinander. Die Sonne schien durch die Zweige der Ulme und malte tanzende Lichtflecken auf den grauen Schotter.

Da kam Colin auf einmal eine Idee. Eigentlich hatte er schon öfter mit dem Gedanken gespielt, aber es schien bisher nie die rechte Gelegenheit dazu gegeben zu haben. „Was hältst du davon, wenn wir einfach abhauen würden?“ fragte er zaghaft. Sean zuckte kaum merklich zusammen. „Wie stellst du dir das vor?“ Er sah Colin ungläubig an. „Es ist eigentlich ganz einfach“, entgegnete dieser und ließ ein paar Kieselsteine zwischen seinen Fingern hin- und herrollen. „Wir brauchen bloß in einen der Lastwagen zu kriechen, die immer auf dem großen Parkplatz am Hafen stehen, und dann ab über's Meer!“ Sean schluckte und starrte vor sich hin. War es wirklich so einfach? Und wo sollten sie überhaupt hinfahren? Ja, Colin hatte oft von seinem Bruder und von seinem Vater

erzählt, die drüben in England lebten. Sicher hatte er vor, ihnen einen Besuch abzustatten. Aber Sean schien die Sache doch zu riskant. „Wenn sie uns nun erwischen?“ wandte er ein. „Ach was, das machen doch viele! Die finden uns schon nicht“, erwiderte Colin zuversichtlich. „Und dann? Was machen wir dann in England?“ Sean ließ sich nicht so schnell überzeugen. „Wir gehen zu meinem Vater. Der nimmt uns auf, das weiß ich“, sagte Colin bestimmt. „Wenn es dir lieber ist, kannst du dich natürlich auch von deinem Vater verprügeln und einsperren lassen! Es war ja nur ein Vorschlag!“

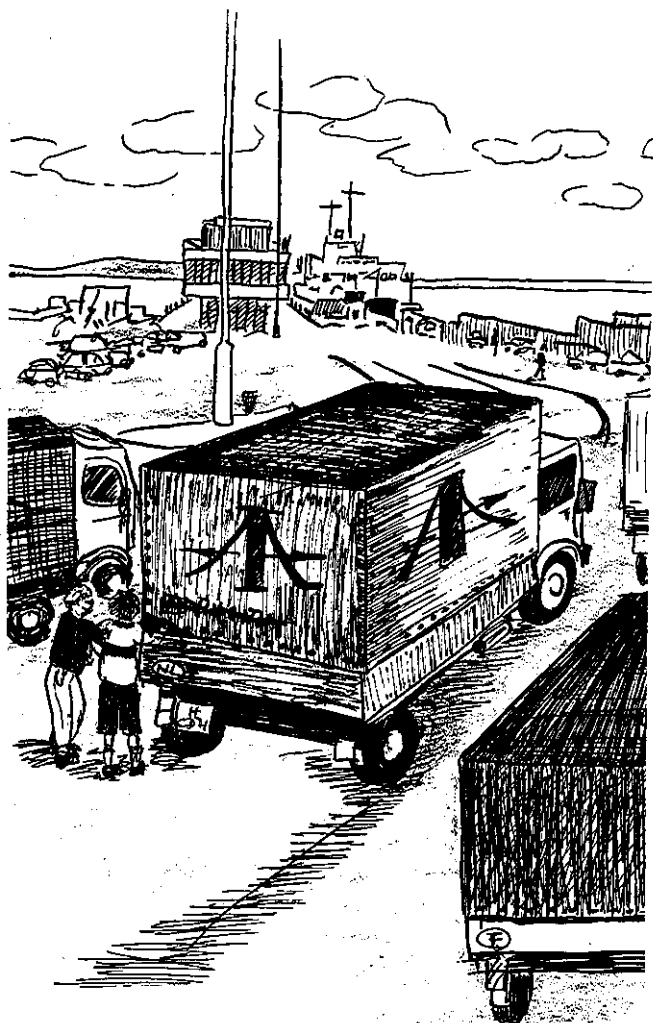
Da läutete die Glocke zum Unterricht, und die Jungen standen auf. Sean seufzte. „Ich werde es mir noch überlegen.“ In der nächsten Stunde hatten sie Biologie. Sean war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er zweimal ermahnt wurde, weil er dem Lehrer nicht antworten konnte.

„Wenn du weiter so träumst, werde ich eine Notiz an deine Eltern schreiben müssen“, drohte ihm der Lehrer schließlich an. Das war für Sean zuviel. Als ob die Mathematikarbeit nicht ausreichte, um seine Eltern wütend zu stimmen! In einem plötzlichen Entschluß beugte er sich zu seinem Freund hinüber und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich komme mit. Flucht über's Meer!“

3. Kapitel

Die Fähre lag bereits am Kai und öffnete ihren großen Schlund, in dem die Autos und Lastwagen verschwanden. Die beiden Jungen schlichen auf dem Parkplatz herum auf der Suche nach einem geeigneten Fahrzeug. Sie mußten sich beeilen, sonst würde die Fähre ohne sie abfahren. Colin zwängte sich an Lastwagen vorbei und spähte vorsichtig nach allen Seiten. Endlich fühlte er sich unbeobachtet. Mit flinken Händen öffnete er die Lasche eines Plastikverdecks und lugte durch den Spalt auf die Ladefläche. Doch ein rascher Blick sagte ihm bereits, daß dort kein Platz mehr für zwei Jungen war. So eilte er weiter zum nächsten Lastwagen. Am Nummernschild erkannte er, daß es sich um einen Holländer handelte. Wieder öffnete er die Lasche und spähte hinein. Die Ladefläche war beinahe leer. Nur an der Seite standen ein paar Kisten, hinter denen man sich gut verstecken konnte. Er schlüpfte hinein und winkte Sean, ihm zu folgen. Der Freund zögerte. Sollte er es wirklich wagen? Wenn sie nun doch erwischt würden!

„Beeil dich! Er fährt gleich ab!“ raunte ihm Colin zu und reichte ihm die Hand. Als Sean oben war, zog er vorsichtig so gut es ging die Lasche zu. Dann tasteten sie sich im Halbdunkel zum anderen Ende der Ladefläche vor und hockten sich hinter die Kisten. Wenig später wurde der Motor angelassen, und der Lastwagen rollte davon. Die Jungen hielten sich an der Plane fest, um nicht von einer Seite zur andern geschleudert zu werden. Sean wimmerte leise vor sich hin, aber seine Laute gingen in dem Getöse des Motors unter. Vor dem Eingang der Fähre mußte der Lastwagen noch einmal



halten. Dann wanderte der helle Strahl einer Taschenlampe über die Ladefläche. Die Jungen duckten sich hinter die Kisten und hielten für einige Augenblicke die Luft an. Es schien ihnen wie eine Ewigkeit, bis die Plane wieder heruntergelassen wurde und der Lastwagen weiterfuhr. Beim Rangieren des Lastwagens im Bauch der Fähre stieß Colin so heftig mit dem Kopf gegen eine der Kisten, daß er einen Moment lang befürchtete, die Besinnung zu verlieren. Endlich stand der Lastwagen auf seinem Platz, und die Jungen atmeten ein wenig auf.

Nach geraumer Zeit hörten sie das Nebelhorn tuten. Bald sagte ihnen ein leichtes Schaukeln, daß sich das Schiff in Bewegung setzte. Sie warteten noch eine Weile, ehe sie es wagten, hinter den Kisten hervorzukriechen. Colin lugte durch einen Spalt in der Plane. Es war niemand zu sehen. Vorsichtig öffnete er die Lasche und zwängte sich nach draußen. Sean folgte ihm. Doch gerade, als er auf den Boden springen wollte, begegneten seine Augen denen eines Mannes. Sean zögerte nur einen Augenblick. Dann sprang er und eilte davon. Colin folgte ihm, ohne zu fragen. Sie stürzten auf die weiße Tür zu und jagten die steilen Treppenstufen hinauf. Erst als sie in der Menschenmenge untertauchen konnten, fühlten sie sich einigermaßen sicher. Colin ließ sich auf einen Fensterplatz im großen Aufenthaltsraum fallen, und Sean setzte sich neben ihn. Beiden klopfte das Herz bis zum Hals von ihrer wilden Flucht. Draußen ging gerade die Sonne unter und tauchte das Wasser in einen rosa Glanz. In der Ferne verschwanden die Lichter des Hafens. „Irland ade“, flüsterte Colin, und plötzlich überkam ihn doch ein wenig Heimweh.

Bald hatten sich die Jungen so weit beruhigt, daß sie sich daran machten, das Schiff zu erkunden. „Hast du

Geld?“ fragte Colin. Sean nickte und zog seinen Geldbeutel aus der Hosentasche. „Ich habe auch noch was“, entgegnete der Freund stolz und kramte nach dem Rest seiner am Wochenende erhaltenen fünf Pfund. Es war nicht mehr viel davon übrig, aber er wollte sehen, was er im Duty-Free-Shop dafür bekommen konnte. Allmählich meldete sich auch sein leerer Magen, denn Colin hatte sich schon vor dem Abendessen aus dem Staub gemacht. Sean zog ein Päckchen Butterbrote aus seiner Umhängetasche und bot ihm eines davon an. Der dachte auch wirklich an alles!

Nachdem sie sich ein paar Süßigkeiten gekauft hatten, setzten sich die Jungen eine Weile vor den Fernsehapparat. Da sie aber den Anfang des Filmes verpaßt hatten, wurde es ihnen langweilig. In den Spielsalon wurden sie nicht hineingelassen, weil sie noch zu jung waren. So schlenderten sie zum Außendeck und sahen über die Reling auf das schäumende Wasser. „Keine Spur von Land!“ rief Colin fasziniert, während er von einem Ende der Fähre zum anderen marschierte. „Und guck’ mal, wie viele Sterne da oben glitzern!“ Für eine Weile konnte sogar Sean seine Sorgen vergessen und das Abenteuer ihrer Reise genießen.

Kurz vor Mitternacht kam schließlich der Hafen von Holyhead in Sicht. Es dauerte noch eine Weile, bis die Fähre an den Lichtern der beiden Leuchttürme vorbeiglitt. Endlich stand die große Schiffsschraube still, und die Passagiere warteten darauf, daß die Tür zum Laufsteg geöffnet wurde. Colin und Sean hatten beschlossen, sich nicht noch einmal in dem Lastwagen zu verstecken. Stattdessen wollten sie sich unter die Menge der Fußgänger mischen und hofften, daß sie so ungesehen

an Land gehen konnten. Die Fahrkarte würde ja sicher keiner mehr verlangen.

Zunächst schien auch alles gut zu gehen. Die Menschen drängten sich durch die enge Tür ins Freie, und nur dann und wann wurde der Strom von zwei Matrosen gestoppt, die für Ordnung sorgten. Da geschah es auf einmal. Jemand packte Sean am Arm, und als er sich erschrocken umwandte, sah er das Gesicht eines Stewards. „Wo sind deine Eltern?“ fragte ihn dieser geradeheraus. „Ich bin nicht mit meinen Eltern ...“, stammelte der Junge und sah sich ängstlich nach seinem Kameraden um. Colin war bereits nahe an der Tür und hatte das Fehlen seines Freundes anscheinend noch gar nicht bemerkt. Da drang ein heiserer Ruf an sein Ohr. Er drehte sich um und sah einen Mann in blauer Offizierskleidung auf sich zukommen. Kurzentschlossen sprintete er los und jagte den Laufsteg hinunter. Er drängte an den Leuten vorbei in der Hoffnung, seinen Verfolger abschütteln zu können. Aber dieser machte sich gar nicht die Mühe, dem Jungen nachzueilen. Über Funk hatte er längst mit seinen Kollegen gesprochen, die an der Sperre am Ende des Laufstegs auf ihn warteten. Als er merkte, daß er in die Falle gelaufen war, wurde er von Panik ergriffen. Er eilte zurück und versuchte, durch eine Seitentür zu entkommen. Doch zu seiner großen Enttäuschung war sie abgeschlossen. Da packten ihn auch schon zwei starke Hände, und bald mußte Colin einsehen, daß es zwecklos war, sich gegen sie zur Wehr zu setzen. Zwei Polizisten erschienen – englische Polizisten, mit hohen schwarzen Helmen – und führten ihn mit sich fort. Colin war zutiefst erschöpft. Nur eine Frage beschäftigte ihn noch: Wo war Sean? Hatten sie ihn auch geschnappt? Hatte sie der Mann, dem sie beim

Verlassen des Lastwagens aufgefallen waren, an den Kapitän verraten? Was würde jetzt mit ihnen geschehen?

Die Polizisten brachten Colin in einen niedrigen Raum. Er wurde auf einen Stuhl gedrückt, und einer der Männer setzte sich ihm gegenüber an den Schreibtisch. Der andere Polizist verließ sie jetzt, vergaß aber nicht, die Tür hinter sich abzuschließen. Colin war damit jede Fluchtmöglichkeit genommen. Aber er hatte sowieso keine Kraft mehr zu fliehen. Man hatte sie geschnappt, noch ehe sie englischen Boden betreten hatten.

Der Polizist nahm seinen Helm ab und legte ihn neben sich auf den Tisch. Dann sah er zu dem Jungen hinüber, der zusammengekauert auf seinem Stuhl saß. „Du bist also als blinder Passagier über's Meer gekommen“, begann er mit freundlicher, ruhiger Stimme. Colin antwortete nicht. „Ich kann verstehen, daß es einen Jungen in deinem Alter mal zu einem Abenteuer lockt. War ja selber mal so einer.“ Der Polizist sah Colin mit einem warmen Lächeln an. „Oder war es mehr als nur ein Abenteuer? Vielleicht Streit mit den Eltern, Angst vor Strafe?“

„Eltern! Strafe!“ dachte Colin verächtlich. Das mochte auf Sean zutreffen. Seinen Eltern war es doch völlig egal! Die hatten sicher noch nicht einmal bemerkt, daß er verschwunden war! Er hüllte sich auch weiterhin in Schweigen. Was verstand dieser Polizist schon von seiner Lage!

Aber der Mann ließ nicht locker. „Ich habe die schwere Aufgabe, ein Protokoll anzufertigen“, fuhr er fort. „Da-

für brauche ich deine Hilfe.“ Er öffnete eine Schublade und nahm einen Bogen Papier heraus. „Zunächst möchte ich gerne deinen Namen wissen. Es wäre schön, wenn du ihn mir verrätst.“ Colin starrte stumm auf den Fußboden. Nichts würde er verraten, gar nichts! Sollte sich die Polizei doch ruhig einmal bemühen, seine Herkunft herauszubekommen! „Deinen Vornamen wissen wir ja bereits, Colin“, sagte der Polizist langsam. „Meinst du nicht auch, daß sich deine Eltern Sorgen um dich machen und gerne wüßten, wo du steckst?“ „Nein!“ schrie Colin auf einmal und brach, ohne es verhindern zu können, in Tränen aus. Er verbarg sein Gesicht in den Händen und bemühte sich, das Schluchzen zu unterdrücken. Da trat der Polizist heran und legte ihm seine breite Hand auf die Schulter. Colin zuckte zusammen. Er haßte es, berührt zu werden!

„Ja, es gibt auch Eltern, die sich keine Sorgen machen um ihre Kinder, weil sie zu viel mit sich selbst zu tun haben“, sagte der Polizist nach einer Weile. „Und da machen Kinder etwas, damit endlich einmal jemand Notiz von ihnen nimmt.“ Er seufzte leise und hockte sich neben Colin auf den Fußboden. „Aber es gibt wirklich jemanden, dem du nicht egal bist, jemand, der dich schon von klein auf kennt.“ Colin horchte auf. Was wollte der Mann ihm sagen? Er wußte doch nichts von seinem Leben! Sie waren sich doch heute zum ersten Mal begegnet! Wie konnte er da so etwas behaupten!

„Ich weiß, es ist oft schwer zu glauben, gerade für einen Jungen wie dich“, fuhr der Polizist mit seiner ruhigen Stimme fort. „Aber es gibt ihn wirklich, den liebenden Vater, der dich durch und durch kennt, der über dein Leben wacht und dich aus seiner Fülle beschenken will.“

Jetzt nahm Colin die Hände vom Gesicht und richtete sich auf. Ein liebender Vater? Wie lange hatte er davon geträumt? Und nun kam einer daher und sagte ihm, daß sich sein Traum erfüllt hätte? Wer war dieser Mann in der dunkelblauen Uniform, der sich zu ihm herabgelassen hatte? War er vielleicht ? Nein, Colin wagte diesen Gedanken nicht zu Ende zu führen. Dafür erschien er ihm zu ungeheuerlich. Außerdem konnte ihn kein Mensch durch und durch kennen, nicht einmal sein eigener Vater. Wen mochte der Polizist meinen?

„Weißt du, wen ich meine, wer dich so kennt und so liebt?“ Jetzt deutete der Polizist nach oben. Da fiel es Colin wie Schuppen von den Augen. Er meinte Gott. Ein wenig enttäuscht sah er wieder zu Boden. Gott — der war doch, wenn es ihn überhaupt gab, nur der Vater der guten und braven Menschen. Zu denen zählte Colin aber bestimmt nicht! Gelangweilt baumelte er mit den Beinen. Der Polizist erhob sich wieder und ging zu seinem Schreibtisch zurück.

„Ich konnte es zuerst auch nicht glauben“, sagte er, nachdem er wieder Platz genommen hatte. Aber inzwischen habe ich es erfahren, immer wieder, daß es einen lebendigen Gott gibt, der mich kennt und mich liebt und unter dessen Führung mein Leben einen Sinn und ein Ziel bekommen hat.“ Er nahm den Bogen Papier und spannte ihn in die Schreibmaschine ein. Dann begann er, etwas zu tippen. Nach einer Weile drehte sich ein Schlüssel in der Tür, und der andere Polizist trat herein.

„Hat er etwas ausgesagt?“ fragte er seinen Kollegen. „Wir hatten ein kurzes Gespräch miteinander“, antwortete der Mann hinter dem Schreibtisch. „Na ja, wir wis-

sen jedenfalls inzwischen, wer die beiden sind: Sean O'Neill und Colin Fitzgerald, beide aus Dun Laoghaire.“ Colin horchte auf. Sean war also auch geschnappt worden und hatte ihn verraten. Aber er konnte es dem Freund nicht übelnehmen. Schließlich brachte er es nie zustande zu lügen oder auch nur die Wahrheit zu verschweigen. „Wir haben bereits Mister O'Neill verständigt. Der andere hat kein Telefon“, fuhr der Polizist fort. „Mit der nächsten Fähre schicken wir die beiden zurück.“ Er warf einen Blick auf seine Uhr. „In einer Stunde legen sie ab. Wir müssen die Burschen rechtzeitig an Bord bringen.“ Damit wandte er sich um und ließ sie noch einmal allein.

Colin spielte nervös mit seinen Fingern. Das war also ihre Flucht über's Meer gewesen! Mit dem nächsten Schiff sandte man sie wieder heim. Sein langgehegter Traum von einem Wiedersehen mit dem Vater zerrann wieder einmal in nichts. Eine Stunde später saßen die beiden Jungen in einer engen Kajüte und hörten abermals das Nebelhorn tuten. „Es tut mir leid, Colin. Ich wollte dich noch warnen, aber da hatten sie dich schon entdeckt.“ „Ist schon gut“, wehrte der Freund ab und ließ sich auf das schmale Bett fallen. „Meinst du, dein Vater verprügelt dich jetzt noch mehr?“ „Ich weiß es nicht.“ Sean zuckte mit den Achseln. „Am Telefon sagte er nur, daß er froh sei, daß mir nichts passiert ist.“ Die Jungen waren so müde, daß sie bald einschliefen. Aber schon nach wenigen Stunden wurden sie von einem Matrosen wachgerüttelt. „He! Aufstehen! Ich soll euch an Land bringen“, sagte er mit rauher Stimme. „Sind wir schon da?“ fragte Sean erstaunt und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Durch das runde Fenster drang die Morgendämmerung zu ihnen herein.

Die anderen Passagiere waren bereits von Bord gegangen. Der Matrose führte die beiden Jungen über den langen Laufsteg in die Eingangshalle hinunter. An der Sperre warteten bereits Seans Eltern. Die Mutter hatte ein verweintes Gesicht und schloß ihren Sohn herzlich in die Arme. Colin wurde in einem Polizeiauto heimgefahren. Er war so müde, daß er kaum die Augen offenhalten konnte. Der Polizist parkte am Straßenrand und stieg mit Colin die Stufen zur Haustür hinauf. Der Junge klopfte an die Scheibe des Kinderzimmerfensters, denn die Klingel funktionierte schon seit einiger Zeit nicht mehr. Drinnen blieb alles ruhig. Der Polizist schlug mit seiner Faust gegen die Haustür. Dabei murmelte er etwas, das Colin aber nicht verstand. Endlich waren Schritte auf dem Flur zu hören, und kurz darauf öffnete Cliff die Tür.

„Guten Morgen! Ich bringe ihren Sohn zurück. Ich nehme an, daß sie ihn schon vermißt haben. Er hat heute Nacht einen Ausflug über's Meer gemacht.“ „Colin ist nicht mein Sohn“, brachte Cliff schließlich heraus. „Ich werde mal seine Mutter wecken.“ Damit drehte er sich um und schlurfte durch den Flur zum Schlafzimmer zurück. „Jedenfalls ist er jetzt wieder zu Hause“, rief ihm der Polizist nach. „Und sie werden in den nächsten Tagen noch eine Rechnung von der Reederei bekommen.“ Er schob Colin ins Haus und kehrte dann zu seinem Auto zurück. Seinen Auftrag hatte er ausgeführt. Was die Eltern mit dem Jungen machten, war schließlich deren Sache!

* * * * *

Colin hatte sich nicht getäuscht. Niemand hatte ihn vermißt, nicht einmal die Mutter! Sie war wegen Kopf-

schmerzen früh zu Bett gegangen und hatte gedacht, daß er wie immer irgendwann in der Dämmerung heimkommen würde. Und Cliff vermißte ihn sowieso nicht. Colin war ja nicht sein Sohn! Diese Gleichgültigkeit brachte den Jungen beinahe zur Verzweiflung. „Vielleicht würde er nicht mal zu meiner Beerdigung kommen!“ dachte er verbittert. Nach einigen Tagen kam tatsächlich eine Rechnung von der Reederei ins Haus. Colin erfuhr zunächst nichts von dem Brief. Aber als er am nächsten Tag von der Schule heimkam, fiel ihm sofort auf, daß sein Cassettenrecorder nicht auf der Kommode stand. Er dachte zuerst, daß seine kleine Schwester ihn heimlich genommen hatte, und suchte im Kinderzimmer danach. Als er ihn dort nicht finden konnte, fragte er die Mutter, ob sie wüßte, wo er sein könnte. Aber sie hatte keine Ahnung, was mit seinem Recorder geschehen war. So blieb Colin schließlich nichts anderes übrig, als Cliff zu fragen. Er drückte sich leise ins Wohnzimmer und brachte mühsam seine Frage hervor.

„Verkauft. Für deine Fahrkarte nach Holyhead“, entgegnete Cliff, ohne seinen Blick vom Fernseher abzuwenden. Colin brauchte einen Augenblick, um die Worte zu erfassen. Dann drehte er sich um und lief in seine Nische. Er zog den Vorhang zu und warf sich auf's Bett. Das Gesicht in den Kissen vergraben, schluchzte er all seine Enttäuschung und Verlassenheit aus sich heraus. Er weinte und weinte, bis seine Tränen versiegteten. Zurück blieb ein Gefühl tiefster Einsamkeit. In ihm formte sich der Wunsch, diesen verhaßten Ort so bald wie möglich zu verlassen. „Ich werde es noch einmal versuchen. Diesmal muß es einfach klappen! Ich muß meinen Vater finden, meinen Vater, der mich will!“

4. Kapitel

Ein feiner Nieselregen hüllte den Jungen ein, als er auf dem Bürgersteig der belebten Küstenstraße dahineilte. In der Ferne sah er bereits den großen Parkplatz, auf dem sich Lastwagen aus verschiedenen Ländern dicht aneinander drängten. Das Wetter kam Colin bei seinem Vorhaben zugute. Es waren nicht viele Menschen auf der Straße, die ihn beobachten konnten, und auch die Fahrer der großen Brummis zogen es vor, in ihren Kabinen zu bleiben oder sich in den nahegelegenen Cafes aufzuhalten.

Als Colin den Parkplatz erreichte, sah er sich noch einmal verstohlen um. Es schien niemand Notiz von ihm zu nehmen. So zwängte er sich an dem ersten Lastwagen vorbei und lugte bei dem nächsten durch eine Öffnung in der Plastikplane. Die Ladefläche war voll bis an den Rand. Colin sah auf das Nummernschild. Es war irisch. So überlegte er, daß er bei den ausländischen Wagen mehr Glück haben könnte. Sie hatten ihre Fracht bereits abgeliefert und kehrten leer oder nur halbbeladen in ihre Heimat zurück. Auf einer Plane las er eine französische Aufschrift. Hier wollte er es noch einmal versuchen. Doch da wurde gerade die Fahrertür geöffnet, und ein hochgewachsener Mann stieg aus. Colin duckte sich schnell hinter eines der großen Räder. Der Mann zündete sich eine Zigarette an und schlenderte davon. Als er außer Sicht war, wagte sich der Junge aus seinem Versteck hervor. Er lief um den Lastwagen herum und machte sich an der Plane zu schaffen. Doch die Stricke waren so festgezogen, daß er sie mit seinen klammen Fingern nicht lösen konnte. Colin seufzte. Heute schien

aber auch alles gegen ihn zu sein! Er ging zu dem nächsten Wagen, auf dem ein großes „B“ für Belgien prangte. Ein Blick durch einen Spalt auf die Ladefläche sagte ihm, daß dies ein ideales Versteck für ihn war. Colin sah sich noch einmal um, um sicher zu sein, daß ihn niemand beobachtete. Dann öffnete er geschickt die Lasche der Plane und schwang sich hinauf. Von innen ließ sie sich nur schwer schließen, aber mit etwas Geduld gelang es ihm doch. Er tastete sich vorsichtig voran, bis er den Stapel alter Säcke und Wolldecken erreichte, den er von draußen erspäht hatte. Gemütlicher konnte er es wohl kaum haben! Er schob den Stapel etwas vor, um sich dahinter ein Lager zu errichten. Als er gerade damit fertig war, hörte er, wie sich schlurfende Schritte dem Wagen näherten. Colin hielt für einen Augenblick die Luft an. Jetzt wurde die Fahrertür geöffnet und fiel wenig später krachend ins Schloß. Der Wagen schaukelte ein wenig von der Erschütterung. Dann heulte der Motor auf, und die Räder begannen sich zu drehen. Noch einmal wagte Colin vor Angst nicht zu atmen, als der helle Strahl der Taschenlampe über die Ladefläche huschte. Dann wurde die Plane wieder zurückgeschlagen, und kurz darauf rumpelte der Lastwagen in den Bauch der Fähre.

Colin hatte beschlossen, diesmal sein Versteck nicht zu verlassen. Er wollte auf keinen Fall das Risiko eingehen, noch einmal erwischt zu werden. Außerdem war sein Lager nicht unbequem. Hier konnte er es ohne weiteres aushalten. Er verschränkte die Arme unter seinem Kopf und starrte in die Dunkelheit, die ihn umgab. Dabei wanderten seine Gedanken zu Sean. Der Freund war für seine Flucht nach Holyhead nicht einmal verprügelt worden. Seine Eltern hatten ohne Vorwürfe die Rechnung von der Reederei bezahlt und ließen ihn we-

gen der schlechten Mathearbeit nicht einmal über seinen Büchern brüten. Sie waren einfach froh, daß ihr Sohn heil zurückgekommen war. Colin ertappte sich dabei, daß er voller Neid auf ihn herabsah. Trotzdem wäre er jetzt froh gewesen, Sean bei sich zu haben. Dunkelheit hatte in ihm schon immer ein Gefühl der Angst hervorgerufen, und durch die Ritzen der Plane drang nur ein spärlicher Lichtstrahl zu ihm herein. „Ob Mama mich diesmal vermissen wird?“ ging es ihm durch den Kopf. Da hallte das Tuten des Nebelhorns von der Ufermauer wider. Die Fähre stach in See.

Das Schaukeln verstärkte sich, je weiter sie sich vom schützenden Land entfernten. Auf dem offenen Meer war das Schiff schließlich schutzlos der Macht von Wind und Wellen ausgeliefert. Colin mußte sich an der Plane festhalten, um nicht von einer Ecke der Ladefläche in die andere geschleudert zu werden. Auf einmal hatte sein Versteck all seine Gemütlichkeit verloren. Die Wellen schlugen dumpf gegen den Bauch der Fähre, und die Motorschraube pflügte ächzend durch das aufgewühlte Wasser.

Plötzlich gab es einen lauten Schlag. Colin meinte schon, das Wasser in den Bauch des Schiffes eindringen zu hören. Er wurde von Panik ergriffen und kroch über über die Ladefläche dem Ausgang zu. Dabei rutschte er zur Seite und schlug mit dem Ellenbogen gegen eine Eisenstange. Ein stechender Schmerz durchzuckte seinen Arm. Dann wurde er wieder auf die andere Seite geschleudert. Verzweifelt kämpfte er sich vorwärts, aber da hörte er die Stimmen von draußen, die ihn jäh daran erinnerten, daß er ja ein blinder Passagier war und sich in acht zu nehmen hatte.



„Da ist bloß ein Kanu von einem Auto heruntergerutscht. War schlecht vertäut“, hörte er einen der Seeleute sagen. „Sind die Klappen noch dicht?“ hörte er einen der Seeleute „Ja, alles noch dicht“, kam die Antwort zurück. „Wir müssen die Autonummer durchrufen lassen, damit der Kerl sein Boot richtig festmachen kann“, schimpfte einer der Männer, und ihre Stimmen entfernten sich wieder. Colin atmete erleichtert auf. Das Schiff hatte also kein Leck bekommen. Halb benommen wankte er zu seinem Lager zurück und ließ sich erschöpft auf die Decken fallen.

Der Sturm dauerte noch an. Colin polsterte sich sein Lager mit Säcken und Wolldecken. Noch mehrere Male hörte er dumpfe Schläge gegen die Schiffswand und zuckte jedesmal zusammen in der Erwartung, daß nun die Stunde seines Untergangs geschlagen hatte. Die Angst beherrschte ihn zeitweise so sehr, daß er kaum noch einen klaren Gedanken fassen konnte. Sein Magen schien sich umzudrehen, und er mußte mehrmals erbrechen.

„Wie mag es wohl sein, wenn man auf den Meeresgrund sinkt?“ dachte Colin, als er wieder einmal glaubte, das Wasser eindringen zu hören. War Ertrinken ein grausamer Tod, oder ging es ganz schnell? Und was kam danach? Würde er einfach weg sein, wie viele Leute behaupteten, oder gab es ein ewiges Leben, einen Himmel und eine Hölle? Plötzlich kamen Colin wieder die Worte des Polizisten in den Sinn.

„Es gibt jemanden, dem du nicht egal bist, jemand, der dich durch und durch kennt. Ein liebender Vater, der über deinem Leben wacht ...“ „Gott, wo bist du?!“

schrie Colin auf einmal verzweifelt. „Bist du wirklich da? Siehst du mich? Kannst du mich hören? Ich habe solche Angst! Bitte, hilf mir doch!“

Wenn auch der Sturm nicht nachließ und die See nicht ruhiger wurde, empfand Colin einen Trost, den er noch nie erlebt hatte. Was war das? Sollte Gott, der doch über allem thront, den Ruf eines kleinen Menschenkindes gehört haben? Das war etwas ganz Neues für Colin.

Bald kamen die Lichter von Holyhead in Sicht. Wenig später legte die Fähre sicher im Hafen an. Die große Klappe am Bug des Schiffes wurde geöffnet, und die Autos und Lastwagen fuhren an Land. Der belgische Fahrer gönnte sich keine Pause. Durch die Dunkelheit der Nacht rollte der Lastwagen nach Osten. Colin wurde bald von einem tiefen Schlaf übermannt.

* * * * *

Als er erwachte, umfing ihn immer noch Dunkelheit. Aber durch die Ritzen der Plane drangen die ersten Strahlen der Morgendämmerung. Einen Augenblick lang sah sich der Junge verwirrt um. Dann kamen ihm die Geschehnisse der vergangenen Nacht nach und nach wieder in den Sinn. Er richtete sich auf und rümpfte die Nase bei dem Geruch seines Erbrochenen. Da wurde ihm plötzlich bewußt, daß der Lastwagen stand. Colin griff nach seiner Tasche und kletterte über den unordentlichen Stapel von Decken und Säcken. Er schlich über die Ladefläche und spähte durch einen Spalt nach draußen.

Ein feiner Nebel lag über der grauen Landschaft. Die nahegelegene Straße schien nur wenig befahren, und der

Rastplatz lag verlassen da. Colin fingerte an der Lasche, bis er die Plane ein wenig zurückschlagen konnte. Mit einem Sprung gelangte er ins Freie. Unschlüssig stand er da und blinzelte in die Helligkeit. Da wurde die Tür des Fahrerhauses geöffnet. Colin erschrak. Der Mann sah erstaunt zu ihm hinüber. Einen Moment lang begegneten sich ihre Blicke. Dann drehte sich der Junge um und rannte davon. Er achtete nicht auf die Worte des Mannes, der ihn zurückrief, sondern eilte einen Feldweg hinunter, der in ein Waldstück führte. Erst als er im Dickicht der hohen Bäume untertauchen konnte, wagte es Colin, sich umzusehen. Der Mann war ihm nicht gefolgt. Sicherlich würde er wütend sein, wenn er das Durcheinander entdeckte, das Colin auf der Ladefläche hinterlassen hatte. Der Junge wünschte nicht, ihm noch einmal zu begegnen. Stattdessen drängte es ihn zu erfahren, wo er sich befand. Die Landschaft war flach. Nur in der Ferne tauchten ein paar niedrige Hügel auf.

Nachdem er wieder zu Atem gekommen war, überlegte er, in welche Richtung er nun gehen sollte. Seine Beine fühlten sich schwach an, und der Magen zog sich vor Hunger zusammen. Colin erblickte am Rande des Waldstückes ein niedriges Bauernhaus. Sollte er es wagen, dort nach dem nächsten Dorf zu fragen? Aber wenn die Leute nun wissen wollten, woher er kam? Schließlich hatten die Ferien noch nicht begonnen, und welcher elfjährige Junge trieb sich schon so früh am Morgen in dieser einsamen Gegend herum! Schließlich zog Colin es vor, in einem weiten Bogen zur Straße zurückzukehren.

Das graue Asphaltband schlängelte sich verschwommen durch die trübe Nebellandschaft. Das kleine Waldstück

trennte Colin von dem Rastplatz, auf dem er immer noch den belgischen Lastwagen vermutete. Da sah er aus dem Nebel zwei Lichter auf sich zukommen. Sollte er es wagen zu trampen? Was, wenn er an die falschen Leute geriet, die ihn bei der nächsten Polizeistation abgelieferten? Aber irgendwie mußte er in den nächsten Ort gelangen, und zum Laufen fühlte er sich zu schwach. Als das Auto näherkam, streckte er seinen Daumen vor, wie er es einmal in einem Film gesehen hatte. Das Auto glitt vorbei, ohne daß der Fahrer ihn beachtete.

„Ist vielleicht gut so“, dachte Colin, obwohl er nun wieder allein an der trostlosen Landstraße stand. Nach einer Weile tauchten wieder zwei Lichter aus dem Nebel auf. Das Motorengeräusch sagte dem Jungen gleich, daß es sich um einen Lieferwagen handelte. Noch einmal streckte er seinen Daumen vor, und wenig später hielt der Wagen neben ihm an. „Wo willst du hin?“ fragte ihn der junge Mann am Steuer. „In den nächsten Ort“, antwortete Colin und sann verzweifelt nach einer Lüge, um seine ungewöhnliche Lage zu erklären.

„Steig ein!“ forderte ihn der Fahrer auf. Colin kletterte zu ihm hinauf. Gleich umfing ihn eine wohlige Wärme, und aus dem hinteren Teil des Wagens drang verlockend der Geruch frischen Brotes an seine Nase. Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Das laute Motorengeräusch machte eine Unterhaltung unmöglich, und Colin war froh darüber. Draußen flog die eintönige Landschaft an ihnen vorüber. Langsam stiegen die Nebelschwaden höher und lösten sich auf. Die Sonne sandte blasse Strahlen auf die Felder und Wiesen herab, und die Straße wurde allmählich belebter. Colin kämpfte gegen die Müdigkeit. Die Aufregung der vergangenen



Nacht zehrte noch an seinem Körper, und das gleichmäßige Schaukeln des Wagens wollte ihn in den Schlaf wiegen. Endlich tauchte ein Kirchturm in der Ferne auf. Die Häuser rückten näher, und bald konnten sie das Ortsschild erkennen. „St. Neots“, las Colin halblaut. Er wollte sich den Namen merken, um den Ort später auf der Landkarte zu suchen, die er aus seinem Schulatlas herausgetrennt hatte. Der Lieferwagen fuhr jetzt an den Straßenrand und hielt vor einem Laden. „Mußt du noch weit?“ fragte der Fahrer, wobei er den Jungen ein wenig besorgt ansah.

„Nein ... also ... ich wohne gleich da um die Ecke“, log Colin und öffnete eilig die Tür. Er sprang hinaus und rannte, ohne sich noch einmal umzusehen, auf dem feuchten Bürgersteig davon. Schließlich zwangen ihn heftige Seitenstiche, seine Schritte zu zügeln. Er fand einen Supermarkt, der aber zu seiner Enttäuschung noch nicht geöffnet hatte. Colin setzte sich auf die Stufen vor dem Laden und sah auf die Straße, die sich allmählich belebte. Dann fiel ihm die Landkarte wieder ein. Er öffnete seine Schultasche, in die er zu Hause in aller Eile ein paar Sachen gestopft hatte. Eine Strickjacke quoll ihm entgegen, an die er schon gar nicht mehr gedacht hatte. Dankbar faltete Colin sie auseinander und zog sie über seinen fröstelnden Oberkörper. Dann fand er ein paar Zwiebäcke, die er mit Heißhunger verschlang. Als nächstes griff er nach den Seiten aus seinem Schulatlas. Dort war Wales mit dem Hafen von Holyhead. Colin überlegte, in welche Richtung sich der Lastwagen von dort gewandt haben konnte. Sicherlich wollte er zurück nach Belgien. Da gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder über Harwich oder über Dover. Colin fuhr mit dem Finger über die Landkarte und suchte nach der

Hauptstrecke, die zur Ostküste führte. Schließlich stieß er beinahe zufällig auf den Namen „St. Neots“. Dabei stellte er zufrieden fest, daß er gar nicht weit von dem kleinen Ort entfernt war, wo er den Wohnort seines Vaters markiert hatte. Er griff in seine Hosentasche und zog noch einmal den kleinen Zettel mit der Adresse heraus, die er von einem alten Briefumschlag abgeschrieben hatte. Da stand es mit blauer Tinte: 5 Potter's Gate, Hertford, near London. Schnell steckte er den Zettel wieder ein, um ihn auf keinen Fall zu verlieren. Wenig später wurde der Supermarkt geöffnet. Colin schlüpfte als erster hinein und kaufte sich Brot und Käse und eine Flasche Limonade. Das Geld hatte er mit einem schlechten Gewissen aus dem Portemonaie der Mutter genommen, in dem sie englische Münzen aufbewahrte.

Auf der Bank eines kleinen Parks verzehrte er sein Frühstück und verstaute dann die Reste in seiner Schultasche. Müde lief er durch die unbekannten Straßen, bis er auf ein Schild traf, das die Richtung nach London anzeigte. Colin schleppte sich noch bis zum Ortsausgang und wartete dort auf ein Auto, das ihn mitnehmen würde. Tatsächlich hielt nach einiger Zeit ein Wagen. Eine junge Frau saß am Steuer, und auf dem Rücksitz befand sich ein Kleinkind. „Fahren Sie Richtung London?“ fragte Colin zaghaft durch die offene Tür.

„Ja, wir wollen nach London. Du kannst einsteigen“, entgegnete die Frau freundlich. Colin ließ sich auf den weichen Sitz fallen und schloß die Tür hinter sich. Die Frau trat auf das Gaspedal, und der Wagen rollte auf der breiten Landstraße dahin. „Mußt du nicht eigentlich in der Schule sein?“ fragte sie nach einer Weile. Colin zuckte kaum merklich zusammen. Er hatte sich bereits

eine Ausrede zurechtgelegt, aber dennoch fiel es ihm nicht leicht, die freundliche Frau zu belügen.

„Ich habe frei bekommen, weil meine Mutter plötzlich ins Krankenhaus mußte“, sagte er. „Jetzt will ich zu meinem Vater nach Hertford. Ich habe nur leider das Busgeld verloren.“ „So, so“, entgegnete die Frau und schien ihm nicht recht zu glauben. „Na ja, ehrlich gesagt, ich habe das Geld für Comics und Süßigkeiten ausgegeben“, wandte Colin ein, in der Hoffnung, daß seine Geschichte etwas glaubwürdiger klingen würde. Die Frau sah kurz zu ihm herüber. Dann heftete sie ihren Blick wieder auf die Fahrbahn. „Wohnst du in St. Neots?“ fragte sie, nachdem sie einen Lastwagen überholt hatte. „Ja“, antwortete Colin und nickte. „Aber noch nicht lange, oder?“

Der Junge wurde plötzlich nervös. Warum glaubte die Frau ihm bloß nicht? War seine Lüge nicht gut genug gewesen? „Wir ... wir sind vor ein paar Jahren hierhergezogen“, sagte er und nestelte an den Knöpfen seiner Strickjacke. „Ja, ja, und so schnell wirst du deinen irischen Akzent nicht los!“ Die Frau lächelte ihm aufmunternd zu. Das war es also, was ihn verraten hatte! Colin wollte sich in Zukunft bemühen, ein reines Englisch zu sprechen. Aber er zweifelte bereits daran, daß ihm das gelingen würde.

Kurz vor Hatfield hielt die Frau an, um ihn aussteigen zu lassen. „Jetzt sind es nur noch knapp acht Meilen bis Hertford“, rief sie ihm nach. „Aber sei vorsichtig! Steig' nicht bei jedem ein!“ Colin bedankte sich noch einmal und warf die Tür ins Schloß. Es war gerade erst später Vormittag, und er hatte sich seinem Ziel schon

beträchtlich genähert. Acht Meilen! Da stand es auch auf dem Wegweiser. Colin brauchte nicht lange zu warten, um noch einmal von einem Auto mitgenommen zu werden. Ein älteres Ehepaar saß darin. Der Mann fuhr so langsam, daß sie sogar von einem Milchwagen überholt wurden. Die Frau war dafür sehr gesprächig und machte sie auf jede Einzelheit aufmerksam, die sie in der vorbeigleitenden Landschaft entdeckte. Colin war froh, daß er auf diese Weise nichts von sich erzählen mußte. Am Rande von Hertford setzten sie ihn ab. Da stand er nun in der unbekannten Stadt, während von der großen Turmuhr das Mittagsgeläut erklang. Colin faßte sich ein Herz und fragte einen Passanten nach der Straße, in der sein Vater wohnte.

„Potter's Gate – da mußt du hier immer geradeaus und hinter der Post links, dann über die Brücke und die zweite Straße rechts. Da kommst du direkt darauf zu“, erklärte ihm der freundliche alte Herr den Weg. Colin bedankte sich und eilte davon. Doch je näher er seinem Ziel kam, desto zögernder wurden seine Schritte. Was, wenn sein Vater ihn nun auch nicht haben wollte? Wenn er ihn zurückschickte oder gar nicht erst die Tür öffnete?

Colin zitterte bei dem Gedanken, daß seine Flucht vielleicht umsonst gewesen sein könnte. Er war sogar drauf und dran davonzulaufen, irgendwohin, um bloß nicht wieder eine Enttäuschung zu erleben. Aber schließlich nahm er sich zusammen. „Ich kann es ja wenigstens versuchen. Wenn Daddy mich auch nicht will, muß ich eben sehen, wo ich bleibe“, sagte er leise zu sich selbst und spuckte in den Fluß, den er gerade auf der schmalen Steinbrücke überquerte.

Wenig später stand Colin vor einem hübschen zwei-stöckigen Haus. Potter's Gate Nummer fünf. Er hatte sein Ziel erreicht. Im Garten bellte ein kleiner Hund. Ob es Ronnys Hund war? Colin sah auf die Namensschilder der beiden Briefkästen, die neben der Gartenpforte befestigt waren.

„Smith“ stand auf dem einen und „Oldfield“ auf dem anderen. Colin erschrak. Hatte er sich vielleicht in der Adresse geirrt? Er kramte noch einmal den Zettel hervor. Aber da stand es: Potter's Gate Nummer fünf. Colin war sicher, daß er die Adresse richtig von dem Briefumschlag abgeschrieben hatte. Sollte der Vater etwa weggezogen sein? Aber warum hatte er es ihnen nicht mitgeteilt? Schließlich war Colin doch sein Sohn! Jetzt standen ihm auf einmal all die vergangenen Jahre vor Augen, in denen er sehnsüchtig von einem liebenden Vater geträumt hatte. Ein Traum war es, nicht mehr als ein Traum! In Wirklichkeit hatte er nur zu Weihnachten eine kurze Karte von seinem Vater erhalten, und selbst seinen Geburtstag hatte er meist vergessen. Niemals hatte er sich wirklich um seinen Sohn gekümmert! Nur in Colins Phantasie war er der starke Held gewesen, freundlich und hilfsbereit, der seinen Sohn mit offenen Armen empfing.

Colin stiegen Tränen in die Augen, doch er kämpfte sie entschieden nieder. Da bemerkte er plötzlich eine ältere Frau auf dem Gartenweg, die vom Gebell des Hundes aus dem Haus gelockt worden war. Sie kam auf den Jungen zu und fragte, wen er suche. „Wohnte hier nicht ein Mister Fitzgerald?“ fragte Colin mit bebender Stimme. „Ja, das stimmt“, entgegnete die Frau. „Die Fitzgeralds sind aber vor einem halben Jahr ausgezogen.“

Ich glaube, sie wollten in die Nähe von Birmingham. Aber ihre neue Adresse haben sie uns nicht hinterlassen. Du könntest im Postamt nachfragen. Die wissen bestimmt Bescheid.“

Colin bedankte sich für ihre Auskunft und lief den Weg zurück, den er eben gekommen war. Das Postamt hatte gerade geschlossen. So ließ er sich auf der Kirchhofsmauer nieder und verzehrte die Reste seines Frühstücks. Dabei studierte er noch einmal die Landkarte. Birmingham – das lag auf halbem Weg nach Holyhead. Hätte er doch gleich gewußt, daß sein Vater dort zu finden war!

Als er die Schulkinder in ihren verschiedenfarbigen Uniformen durch die Straßen gehen sah, mußte Colin auf einmal wieder an zu Hause denken. Inzwischen hatte ihn die Mutter bestimmt vermißt. Ob sie wohl die Polizei benachrichtigt hatte? Zuerst würde sicher Sean befragt werden, ob er etwas von Colins Verschwinden wußte. Aber nicht einmal seinem besten Freund hatte er seine Fluchtpläne verraten. Colin hatte auf keinen Fall ein Risiko eingehen wollen.

Als das Postamt wieder öffnete, ging er sofort hinein. Zuerst wollte ihm der Beamte am Schalter keine Auskunft erteilen. Aber als Colin schließlich sagte, daß es sich um seinen eigenen Vater handelte, suchte ihm der Mann die Adresse heraus. „52 Midlanda Road, Leamington, Warwickshire“, notierte Colin. Wenig später stand er wieder an der Landstraße und streckte den vorbeifahrenden Autos seinen Daumen entgegen.

5. Kapitel

Die Abenddämmerung breitete sich über das Land. Colin schmiegte seinen Kopf an die weiche Lehne, und das eintönige Quietschen der Scheibenwischer begleitete ihn in den Schlaf. Plötzlich wurde er von einer kräftigen Hand wacherüttelt. Er sah verwirrt in das Gesicht des Mannes und bemerkte zur gleichen Zeit, daß das Auto stand. Draußen war es jetzt völlig dunkel. Die Geräusche der nahegelegenen Landstraße drangen nur gedämpft zu ihnen herüber. Colin sah erschrocken die hohen Bäume, die sich draußen leicht im Wind bogen.

„Keine Angst, mein Junge“, sprach ihn der Fahrer mit sanfter Stimme an. „Wie wäre es mit einem kleinen Spiel?“ Colin verstand nicht recht, was er meinte. Aber der Blick des Mannes sagte ihm, daß dieser nichts Gutes im Schilde führte. Jetzt begann er auch schon, an Colins Hosenkнопf zu nesteln. Der Junge wandte sich zur Seite und öffnete die Tür. Doch da packte ihn der Mann auch schon am Arm. „Na, na, du willst doch nicht etwa weglaufen?“ sagte er mit einem hämischen Grinsen im Gesicht. „Ich muß mal dringend, sonst mache ich mir in die Hose“, gab Colin mit heiserer Stimme zurück. „Warte, ich komme mit!“ Der Mann rutschte zu ihm herüber, ohne dabei Colins Arm loszulassen. Sie stiegen gemeinsam aus und liefen auf die Bäume zu. Da stolperte der Mann plötzlich über eine Wurzel. Er konnte sich nur mit Mühe fangen, und Colin nutzte die Gelegenheit sofort zur Flucht. Er jagte durch das Dickicht des Waldes, die Schritte des Verfolgers im Rücken, der ihm befahl zurückzukommen. Zweige schlugen ihm ins Ge-

sicht, und dornige Ranken griffen nach seinen Kleidern. Colin hetzte blind voran. Sein Herz schien ihm aus der Brust zu springen, und er war schon drauf und dran aufzugeben. Verzweifelt sandte er ein Gebet zum Himmel. Da hörte er plötzlich, wie sein Verfolger noch einmal stolperte und der Länge nach zu Boden fiel. Colin bekam einen Vorsprung und merkte bald, daß der Mann von ihm abgelassen hatte. Erschöpft ließ er sich in eine Senke fallen.

Es dauerte eine Weile, bis sein Atem wieder ruhiger ging. Colin sah ein Licht durch die Zweige der Bäume schimmern und fragte sich, ob es von einem Haus oder von dem Auto seines Verfolgers herrührte. Nach einer Weile wagte er sich aus seinem Versteck hervor. Zu dumm, daß seine Tasche noch im Auto lag! Aber immerhin hatte er sein eigenes Leben retten können. Das heißt, er selbst hatte es eigentlich nicht vermocht. Jetzt erinnerte sich Colin an sein Stoßgebet und den Fall seines Verfolgers. Sollte Gott wirklich für solch einen Jungen wie ihn sorgen?

Er schlich auf leisen Sohlen durch den Wald. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, und bald hatte er auch den Waldrand erreicht. Jetzt sah er, daß das Licht tatsächlich aus einem Bauernhaus kam. In einiger Entfernung dazu erkannte er einen niedrigen Heuschober. Er lief darauf zu. Auf dem Hof schlug ein Hund an, aber er beruhigte sich gleich wieder. Colin erreichte das Holzhäuschen und schob den breiten Riegel zurück. Von drinnen kam ihm der Geruch von frischem Heu entgegen. Die erste Ernte mußte gerade eingebracht worden sein. Er schloß vorsichtig die Tür hinter sich und kroch in das weiche Bett aus duftenden Halmen. Es

dauerte nicht lange, da wurde er von einem tiefen Schlaf übermannt.

* * * * *

Helle Sonnenstrahlen drangen durch die Ritzen der Bretterwand und tauchten den Raum in ein fahles Dämmerlicht. Colin rieb sich den Schlaf aus den Augen. Auf einer nahegelegenen Wiese brüllte eine Kuh, und von irgendwoher antwortete ein Esel mit seinem heiseren ‚i-ah‘. Der Junge streckte sich, wobei einige Heuhalme aus seinen Haaren und Kleidern fielen. Dann kroch er zur Tür und öffnete sie vorsichtig einen Spalt weit. Er spähte hinaus. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Somit mußte er also ziemlich lange geschlafen haben. Auf dem Bauernhof war alles ruhig. Nur aus der Ferne vernahm Colin das Geräusch eines Traktors. Er öffnete die Tür etwas weiter und schlüpfte ins Freie. Sorgfältig schob er den Riegel wieder vor, damit sich die Tiere nicht etwa vorzeitig über das Heu hermachten. Dann lief er auf den Feldweg zu und folgte diesem, bis er in eine schmale Asphaltstraße mündete. Nicht weit entfernt erkannte er eine Ortschaft. Wieder meldete sich sein leerer Magen und verlangte nach Essen. Colin griff in seine Hosentasche. Da waren noch ein paar Münzen, die ihm ein gutes Frühstück beschereu sollten.

„Zu dumm, daß ich keine Landkarte mehr habe!“ dachte Colin, als er den Ort erreichte. Aber er wußte, daß er nicht mehr weit von seinem Ziel entfernt sein konnte. So wagte er es, im Laden nach dem Weg nach Leamington zu fragen. „Es geht ein Bus von hier nach Warwick. Von dort kannst du laufen“, sagte die Verkäuferin. Colin fand die Haltestelle und überlegte, ob sein Geld wohl noch für eine

Fahrkarte reichen würde. Wenn er erst einmal bei seinem Vater angekommen war, würde er es nicht mehr brauchen.

Der Mittagsbus kam, und Colin konnte bis Warwick mitfahren. Von hier bis nach Leamington war es nur noch ein Katzensprung. Die Sonne lächelte vom wolkenlosen Himmel herab, und vereinzelte Pfützen zeugten von den nächtlichen Regenfällen.

Wieder fragte Colin einen Passanten nach dem Weg. Diesmal mußte er fast bis an das andere Ende des Ortes laufen. Dann stand er vor dem niedrigen Haus mit der frischgemähten Rasenfläche darumherum. Eine Frau war gerade dabei, Wäsche aufzuhängen. Hatte Daddy sich eine Haushälterin genommen, oder war sie – war sie seine neue Frau? Jetzt kam ein kleines Mädchen aus dem Haus gelaufen, etwa in Fionas Alter. Da gab es für Colin keinen Zweifel mehr.

„Familie P. Fitzgerald“ stand an der hölzernen Gartenpforte. Trotzdem wagte der Junge nicht einzutreten. Zögernd trat er von einem Bein auf das andere und suchte nach Worten, mit denen er den Vater begrüßen konnte. Schließlich wurde die Frau auf ihn aufmerksam. „Suchst du jemanden?“ fragte sie, wobei sie zu ihm hinüber sah. Ihr mißtrauischer Blick verunsicherte Colin noch mehr. „Ist Ronny da?“ brachte er mühsam heraus. „Der ist auf dem Fußballplatz zum Training!“ entgegnete die Frau und nahm ein Bettlaken aus dem Korb. Colin schlenderte davon. An dem Fußballplatz war er eben vorbeigekommen. Warum sollte er nicht zuerst seinen Bruder begrüßen? Sicherlich war der Vater sowieso noch nicht von der Arbeit zurück, und wer weiß, ob ihm die fremde Frau überhaupt glaubte, wer er war. Colin

hockte sich neben ein paar kleinere Jungen und sah dem Spiel zu. Dabei fragte er sich, wer von den Spielern sein Bruder sein könnte. Es waren viele Jahre vergangen, seit sie sich zum letzten Mal gesehen hatten.

Endlich ertönte der Schlußpfiff. Die Jungen verschwanden in den Umkleideräumen, und die kleinen Zuschauer begaben sich auf den Heimweg. Colin lief nervös vor dem Tor des Sportplatzes auf und ab. Da wurde die Tür des Umkleideraumes geöffnet, und die ersten traten heraus. Colin nahm all seinen Mut zusammen und ging auf sie zu. „Ist Ronny noch drin?“ fragte er, wobei er sich bemühte, seiner Stimme einen festen Klang zu verleihen. „Ronny Fitzgerald? – Da kommt er doch gerade!“ Der Junge deutete auf einen roten Lockenkopf, der gerade seinen Turnbeutel über die Schulter schwang. Colin ließ ihn näher herankommen. „Hallo, Ronny! Ich bin dein Bruder Colin.“

Der Junge runzelte die Stirn. Einige seiner Kameraden blieben stehen und sahen verwundert auf den Fremden, der sich ihnen in den Weg stellte. „Ich habe keinen Bruder! Ich weiß nicht, was du willst!“ entgegnete Ronny mit harter Stimme und wollte seinen Weg fortsetzen. Colin war schockiert. Aber so schnell ließ er sich nun doch nicht abwimmeln. Dafür hatte ihn die Reise zu viel gekostet!

„Natürlich bin ich dein Bruder! Wir haben doch die selben Eltern: Patrick und Mona Fitzgerald!“ „Meine Mutter heißt Bridget“, behauptete Ronny und schob seinen Bruder zur Seite. „Sie ist vielleicht deine Stiefmutter, so wie Cliff mein Stiefvater ist! Aber aber wir sind doch beide aus Dun Laoghaire!“ Colin eilte



ihm nach und ergriff ihn am Ärmel. Da drehte Ronny sich zu ihm um. „Jetzt hau' endlich ab, du kleines Stinktier! Ich kenne dich nicht, und ich will auch nichts mit dir zu tun haben!“ Er schüttelte seine Hand ab und sah ihn mit einem haßerfüllten Blick an. Da hielt es Colin nicht mehr aus. Er rannte die schmale Straße hinunter, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Niemand wollte ihn! Niemand! Alle hatten ihre Familie, nur er gehörte nirgendwo dazu! Bremsen quietschten, als er ohne zu gucken eine Kreuzung überquerte.

„Ihr könnt mich ruhig überfahren!“ dachte Colin bei sich. „Mich wird sowieso keiner vermissen!“ Blind vor Tränen und Verzweiflung hastete er voran. Erst an der Hauptstraße zügelte er seine Schritte, um nicht in die Menschenmenge hineinzurennen. Nach einer Weile kam er zum Ortsausgang und eilte auf der belebten Landstraße weiter. Er hatte kein Ziel mehr. Alle Hoffnungen der letzten Tage waren mit einem Male zerronnen. Ja, sein Traum von einem liebenden Vater, an den er sich all die Jahre geklammert hatte, war mit einem Schlag ausgelöscht. Colin wußte nicht, wohin er gehen sollte. Seine Beine suchten sich wie von selbst ihren Weg. Irgendwann kam er nach Warwick zurück und folgte dem Schild in Richtung Birmingham.

Zu trampeln wagte er nicht mehr. Es war ja auch egal, wann er wo wie hingelange! Doch plötzlich hielt ein Auto neben ihm. Ein bärtiger Mann kurbelte die Fensterscheibe herunter. „Kann ich dich ein Stück mitnehmen?“ fragte er mit freundlicher Stimme. Colin wollte zuerst ablehnen, aber dann sah er Kinderspielzeug auf dem Rücksitz liegen. Da verflog seine Angst, und er nahm die Einladung an. „Wo willst du hin?“ fragte der

Mann, nachdem er sich wieder in den Verkehr eingeordnet hatte. „Birmingham“, antwortete Colin tonlos und sah auf sein dreckiges Hemd und die zerschlissenen Schuhe. Kein Wunder, daß Ronny ihn Stinktief genannt hatte! So wie er aussah! An der Hose klebte noch etwas von dem Erbrochenen, und aus der kaputten Schuhsohle sahen ein paar Heualme hervor. War es da nicht verständlich, daß er sich für solch einen Bruder schämte? Und wie lange hatten seine Haare keinen Kamm mehr gesehen!

„Wohnst du in Warwick?“ fragte der Mann auf einmal in seine Gedanken hinein. „Nein, in Leamington. Das ist gleich nebenan“, antwortete Colin. „Aber ursprünglich bist du aus Irland, stimmt’s?“ Der Mann sah mit einem warmen Lächeln zu ihm hinüber. Colin biß sich auf die Unterlippe. Warum mußte ihn der Akzent auch immer gleich verraten! Da fiel ihm plötzlich auf, daß der Fahrer selbst einen irischen Akzent hatte. „Ich nehme an, du kommst aus der Gegend von Dublin“, sagte dieser jetzt. Colin nickte. „Sie auch?“ fragte er schüchtern. „Ja, ganz richtig erkannt! Ich heiße übrigens John und mache gerade mit meiner Familie Urlaub in Wales. Heute habe ich einen Freund in Oxford besucht. Aber jetzt sehne ich mich schon wieder nach meinen beiden kleinen Mäusen – meinen Kindern, meine ich!“ Er lächelte Colin noch einmal aufmunternd zu, aber der starrte finster vor sich hin. Urlaub mit seiner Familie – Sehnsucht nach den Kindern Die Worte trafen ihn ins Herz. Alle hatten ihre Familie, nur er irrte heimatlos durch die Welt!

„Wir sind gleich in Birmingham. Oder willst du noch weiter?“ Colin brachte auf einmal keine Lüge mehr heraus. Die Offenheit und Ehrlichkeit des Mannes ließen

einfach keine Unwahrheit zu. „Wenn ich noch weiter mitfahren kann ... also eigentlich wollte ich gar nicht nach Birmingham. Ich wollte eigentlich nirgendwohin.“ Plötzlich war es heraus. Jetzt hatte er sich verraten. Wie würde John darauf reagieren? Würde er ihn zur nächsten Polizeistation bringen? Oder würde er ihn einfach irgendwo absetzen und sich selbst überlassen, nichtinteressiert an Colins weiterem Schicksal?

„Aha“, sagte der Mann zunächst nur und blinkte nach links ab, um auf der Autobahn das Stadtzentrum zu umfahren. Colin wartete ungeduldig auf weitere Fragen. Da tat John endlich erneut seinen Mund auf: „Hattest du Streit zu Hause und bist du deshalb weggelaufen?“ fragte er. Colin überlegte, was er darauf antworten sollte. Streit hatte er eigentlich nicht gehabt. Im Gegenteil: ein offener Streit wäre ihm lieber gewesen als die stille Überlegenheit, mit der Cliff über ihn triumphierte. Da hielt er es auf einmal nicht mehr aus. Er konnte seine innere Not nun nicht länger verschweigen. Zögernd begann er, von seiner Flucht aus Dun Laoghaire zu erzählen. John hörte interessiert zu und sah hin und wieder zu ihm hinüber. Colin berichtete von dem Sturm auf der Irischen See, von seiner Enttäuschung, als er erfuhr, daß sein Vater nicht mehr in Hertford wohnte, von dem zudringlichen Mann, dem er nur mit knapper Not entronnen war, und von der Begegnung mit seinem Bruder, der ihn nicht kennen wollte. Dabei durchlebte er die Ereignisse der letzten Stunden und Tage noch einmal, und wieder mußte er gegen die Tränen der Verzweiflung kämpfen.

„Das sind harte Erlebnisse für einen Jungen in deinem Alter“, sagte John, nachdem Colin geendet hatte. „Wie schön, daß du noch heil und lebendig bist, nach allem,

was dir widerfahren ist!“ Der Junge sah verlegen zur Seite. Meinte John wirklich ernst, was er da sagte? Er kannte ihn doch gerade erst seit einer halben Stunde, warum war er dann so froh, daß Colin lebte? „Wenn du willst, nehme ich dich erstmal mit in unser Ferienhaus. Es ist sehr schön gelegen. Am Rande eines kleinen Ortes, mitten in den Bergen.“

Colin glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Er würde die kommende Nacht also weder auf einer Polizeistation noch in einem Heuschober verbringen müssen. John wollte ihn zu seiner Familie mitnehmen, nicht um ein böses Spiel mit ihm zu treiben, sondern um ihm weiterzuhelfen. Es war beinahe zu viel, als daß sein kleines Herz es fassen konnte. Bald verließen sie die Autobahn und fuhren auf der breiten Landstraße nach Westen. Immer höher keuchte der Wagen die Berge hinauf. Colin nickte ein paarmal ein, doch als sie in den kleinen Ort Llangollen kamen, wurde er wieder hellwach. John parkte den kleinen Wagen vor einem alten windschiefen Haus. Die Abenddämmerung breitete sich über das Land, und in der Ferne rauschte ein Wasserfall. Colin konnte sich nicht erinnern, jemals in solch einer herrlichen Umgebung gewesen zu sein. Die Gipfel der Berge schienen so nahe, daß er sie am liebsten sogleich erklimmen hätte. Nur schwer konnte er seinen Blick von ihnen abwenden. Da wurde die Haustür geöffnet, und zwei Kinder rannten jubelnd ihrem Vater entgegen. Das eine war noch so wackelig auf den Beinen, daß es gleich der Länge nach ins Gras fiel. Aber es machte sich nichts daraus, sondern stand gleich wieder auf.

„Hallo, meine beiden Mäuse! Ich habe euch jemanden mitgebracht!“ John empfing die Kinder mit offenen Ar-

men und drückte sie fest an sich. Dann wies er auf den Jungen, der etwas abseits stand und seine Arme vor der Brust kreuzte. „Das ist Colin. Den habe ich euch mitgebracht“, sagte er. Die Kinder sahen mit großen Augen zu dem fremden Jungen auf. „Is das Feund aus Osford?“ fragte die größere ‚Maus‘ erstaunt. „Nein, ich habe ihn auf der Landstraße aufgelesen“, erklärte der Vater und strich dem Kind liebevoll über den Kopf. „Das ist übrigens Aaron“, sagte er jetzt zu Colin gewandt. „Und die kleine Maus heißt Sarah.“ Colin warf einen scheuen Blick auf die beiden Kinder. Da erschien eine Frau in der Haustür. „Hallo, Eileen! Ich habe einen Freund mitgebracht“, rief John ihr zu. „Er heißt Colin und ist ein Landsmann von uns.“ „Willkommen in Haus Riverview!“ begrüßte ihn die Frau und schien über den unerwarteten Besucher kein bißchen überrascht zu sein. Während sie gemeinsam ins Haus gingen, überlegte Colin, warum John ihn seinen Freund genannt hatte. Er fühlte sich eher wie ein ungeladener Gast: überflüssig, ungewollt, im Wege.

„Ihr seid sicher hungrig von der langen Fahrt“, sagte die Frau. Sie nahm einen Topf mit Suppe vom Herd und stellte ihn auf den Tisch. Als sie sich gesetzt hatte, kletterte die kleine Sarah auf ihren Schoß. Dann falteten sie ihre Hände und beteten. John dankte Gott mit seinen eigenen Worten für das Essen, für die Bewahrung auf der Fahrt und für den Gast, den Gott ihnen ins Haus geschickt hatte. Dann sagten sie gemeinsam ‚Amen‘, was auch Aaron und Sarah schon über die Lippen brachten.

Bei der fröhlichen Tischrunde verlor Colin allmählich etwas von seiner Nervosität, die ihn in dem fremden Haus befallen hatte. Die warme Suppe tat seinem Ma-

gen gut und erinnerte ihn daran, daß er seit drei Tagen nichts Gekochtes mehr gegessen hatte. Als sie geendet hatten, war das kleine Mädchen auf dem Schoß seiner Mutter eingeschlafen. Eileen stand vorsichtig auf und trug sie in ihr Bettchen. Auch Aaron fielen die Augen zu. „Du brauchst heute Nacht nicht allein in deinem Zimmer zu schlafen“, teilte der Vater ihm fröhlich mit. „Colin bekommt das Bett an der gegenüberliegenden Wand.“ „Au fein!“ entgegnete Aaron und sah mit einem müden Lächeln zu dem großen Jungen auf. Colin wurde es auf einmal ganz warm um’s Herz. Diese Leute schienen sich wirklich über seine Gegenwart zu freuen. Jedenfalls gaben sie ihm das zu verstehen, auch wenn er es noch nicht recht fassen konnte. Er folgte John und Aaron in den Flur und stieg hinter ihnen die steile Holzterrasse hinauf. Sie kamen zu einer schrägen Dachkammer, in der zwei Betten und ein alter Kleiderschrank standen. Aaron warf sich sogleich auf sein Bett und kuschelte sich müde in die Kissen. „Du mußt noch deine Zähne putzen“, ermahnte ihn der Vater sanft und nahm ihn noch einmal auf den Arm. „Komm mit, Colin, ich zeige dir das Bad!“ Sie stiegen die Treppe wieder hinunter und tappten durch den dunklen Flur. Am Ende stießen sie auf einen schmalen Raum, in dem sich ein Waschbecken und eine Badewanne befanden. „Das Klo ist leider auf dem Hof, gleich links, wenn du zur Hintertür ’rausgehst.“

Colin war so müde, daß er die nächsten Ereignisse nur noch wie im Traum wahrnahm. John ließ ihm Badewasser ein und seifte ihn dann von Kopf bis Fuß ab. Nachdem er sich mit einem Handtuch trockengerieben hatte, schlüpfte er in eines von Johns T-Shirts, das ihm wie ein Nachthemd bis zu den Füßen reichte. Dann sah

er noch, wie seine Kleidung im Badewasser eingeweicht wurde. Colin erschrak, aber John erklärte ihm sofort, daß er sie zum Trocknen über den Herd hängen würde. Dann könnte er sie am nächsten Morgen schon wieder anziehen. Wie ein Schlafwandler wankte der Junge die steile Treppe hinauf und fiel sogleich in sein Bett.

6. Kapitel

Es war bereits spät am Morgen, als Colin aus seinem tiefen Schlaf erwachte. Verwirrt sah er sich im Zimmer um. Dabei fiel sein Blick auf das leere Bett an der gegenüberliegenden Wand. Jetzt erinnerte er sich wieder an den gestrigen Abend. Fröhliche Kinderstimmen drangen aus dem unteren Teil des Hauses zu ihm herauf und sagten ihm, daß es höchste Zeit zum Aufstehen war. Colin schlug die Decke zurück und sah erschrocken auf das T-Shirt, mit dem sein Oberkörper bekleidet war. Hoffentlich war seine Kleidung inzwischen getrocknet! Er wagte es kaum, das Bett zu verlassen, doch da sah er auf einmal auf einem Hocker sauber zusammengefaltet seine Kleidung liegen. Er zog sich rasch an und stieg die Treppe hinunter.

„Guten Morgen, Colin! Du kommst gerade rechtzeitig zum Mittagessen“, grüßte ihn Eileen in der Küche. Der Junge sah sie überrascht an. Hatte er tatsächlich so lange geschlafen? Durch die Aufregungen der vergangenen Tage war seine innere Uhr völlig aus dem Gleichgewicht geraten. Das Mittagessen schmeckte ausgezeichnet, und hinterher forderte ihn John zu einem Spaziergang auf. Noch einmal staunte Colin über die faszinierende Landschaft, die sie hier umgab. Steile Felswände wechselten mit sanften grünen Hängen, auf denen vereinzelte Schafe grasteten. Ein sprudelnder Bach schlängelte sich nicht weit vom Haus entfernt dem Tal zu, und aus einem nahegelegenen Gehölz drangen unzählige Vogelstimmen. Eine Weile liefen sie schweigend nebeneinander her und genossen die Schönheit um sie herum. Dann begann John das Gespräch. „Du hast mir ge-

stern von deiner abenteuerlichen Flucht erzählt. Ich bin wirklich dankbar, daß Gott dich vor Schlimmerem bewahrt hat.“ Colin kaute nervös an seiner Unterlippe herum. John glaubte also wirklich an Gott; nicht nur an einen Gott, der ihnen zu essen gab, sondern an einen Gott, der immer und überall zur Stelle war. Jetzt fiel es ihm wieder ein, wie er in seiner Not im Bauch der Fähre gebetet hatte. Er war getröstet worden und das Schiff war sicher im Hafen eingelaufen. Auch seinen Hilfeschrei auf der Flucht durch den nächtlichen Wald hatte Gott nicht überhört. Colin war seinem Verfolger gerade noch entkommen. Konnte er das Zufall nennen? Aber was lag wohl dem großen Gott daran, sich um einen kleinen schäbigen Jungen zu kümmern, der dazu noch so allernah auf dem Kerbholz hatte? „Du hast gestern gesagt, daß sich deine Eltern keine Gedanken um dich machen“, fuhr John jetzt fort. Colin nickte und trat gegen einen Kieselstein.

„Ich denke, wir sollten aber trotzdem deiner Mutter Bescheid geben, wo du steckst. Es mag sein, daß sie nicht viel Zeit hat, sich Sorgen um dich zu machen, weil sie so viele andere Probleme mit sich herumschleppt. Aber ich bin überzeugt, in jeder Mutter steckt zumindest ein Funken Liebe für ihr Kind.“ Colin trat noch einmal gegen einen Stein, der quer über den Weg rollte und in einer Pfütze verschwand. Ja, vielleicht hatte John recht. Er versuchte, sich die Mutter vorzustellen, wie sie vor seinem leeren Bett auf dem Fußboden kniete und weinte. Aber gleich verscheuchte er den Gedanken wieder. „Cliff würde nie zulassen, daß sie für mich eine Träne vergießt!“ dachte er bitter und vergrub seine Hände in den Hosentaschen. John schwieg eine Weile. Wartete er auf eine Antwort? Colin wußte nicht, was er entgegenn

sollte. Schließlich sagte er, wobei er seine Stimme möglichst gleichgültig klingen ließ: „Vielleicht hat sie ja die Polizei verständigt, oder die in der Schule haben es getan, weil ich seit drei Tagen nicht mehr dort war.“

John sah kurz zu ihm herüber. „Was hältst du davon, wenn wir deine Mutter anrufen?“ fragte er auf einmal geradeheraus. Colin zuckte mit den Schultern. Aber ganz so gleichgültig, wie es den Anschein hatte, war ihm die Sache doch nicht. „Wir haben kein Telefon“, antwortete er. „In dringenden Fällen kann man bei den Nachbarn anrufen. Die holen dann meine Mutter ‘rüber.“ „Ich denke, dies ist ein dringender Fall“, sagte John.

Es dauerte eine Weile, bis die Frau in dem kleinen Postamt von Llangollen eine Verbindung nach Dun Laoghaire hergestellt hatte. Dann mußte John noch einmal warten, ehe Colins Mutter am anderen Ende der Leitung zu hören war. Sie konnte es kaum fassen, daß ihr Sohn gefunden worden war. Dann nahm Colin selbst den Hörer in die Hand. Er brachte kaum ein Wort heraus, aber dafür sprach die Mutter um so mehr. „Warum hast du das bloß getan? Cliff hat dich doch nicht ‘mal verprügelt, als du das erste Mal von der Polizei heimgebracht wurdest, obwohl du es eigentlich verdient hattest. Hast du wirklich geglaubt, daß Patrick und Ronny dich bei sich haben wollen? Die haben sich doch längst ihr eigenes Leben aufgebaut. Du gehörst zu uns, Colin! Hier ist dein Zuhause, dein Zimmer, deine Familie“

Der Junge gab den Hörer an John zurück und eilte auf die Straße hinaus. Er rannte durch den Ort, bis ihn Seitenstiche zum Anhalten zwangen. Erschöpft sank er

in den Straßengraben und verbarg sein Gesicht in den Händen. Familie! Als wenn er jemals eine richtige Familie gehabt hätte! Zimmer! Sein Zimmer teilten sich doch die Mädchen, während er mit der Abstellkammer vorlieb nehmen mußte! Zuhause! Sollte er das ein Zuhause nennen, wo niemand von ihm Notiz nahm oder wo man ihm höchstens zu verstehen gab, daß er im Weg war? Colin wollte weinen, aber die Tränen waren längst verbraucht. Hatte er wirklich geglaubt, daß sein Vater, sein richtiger Vater, ihn haben wollte? Wie hatte er nur so dumm sein können! Er rupfte ein paar Grashalme ab und warf sie wütend von sich. Nein, Cliff hatte ihn für seinen nächtlichen Ausflug nach Holyhead nicht verprügelt. Er hatte ganz andere Waffen, die viel tiefere Wunden schlugen, als Fäuste es vermochten!

„In jeder Mutter steckt ein Funken Liebe für ihr Kind“, kamen ihm Johns Worte wieder in den Sinn. „In jeder Mutter – nur nicht in meiner!“ schrie es in ihm, und verzweifelt hämmerte er sich mit den Fäusten gegen die Stirn. Da griff plötzlich jemand von hinten nach seinen Armen. Colin wandte sich erschrocken um. Seine rotgeränderten Augen schauten in das freundliche Gesicht des Mannes, der ihn schon einmal aufgelesen hatte, als er am Ende seiner Kräfte war. John stieg zu ihm in den Graben und legte seinen Arm um die Schultern des Jungen. Colin zuckte zusammen bei dem ungewohnten Griff. „Vergiß etwa eine Mutter ihren Säugling, daß sie sich nicht erbarmt über den Sohn ihres Leibes? Sollten selbst diese vergessen, ich werde dich niemals vergessen, sagt Gott der HERR.“

Die Worte drangen Colin tief ins Herz. Sie begannen, eine Ruhe in ihm zu verbreiten, wo eben noch der Sturm

der Verzweiflung getobt hatte. Ja, Gott hatte ihn nicht vergessen. Er hatte ihm geholfen, das konnte Colin nicht länger leugnen. Er hatte seinen Hilferuf gehört, obwohl Colin sich sonst nie um ihn gekümmert hatte. Im Gegenteil: Wie oft hatte er verächtlich von Gott und von frommen Leuten gesprochen! Wie oft hatte er Dinge getan, von denen er wußte, daß sie anderen schaden und deshalb auch vor Gott unrecht waren! Plötzlich schämte er sich für sein ganzes verpfushtes Leben. Ja, vieles hatten andere an ihm falschgemacht. Er hatte wirklich nicht die besten Startchancen für sein Leben bekommen! Aber er konnte auch nicht abstreiten, daß er selbst schuldig geworden war. In seinem Kopf wirbelten auf einmal so viele Gedanken herum, daß er keine Ordnung mehr hineinbringen konnte. So viele Fragen brannten ihm auf dem Herzen, auf die er so gerne eine Antwort gewußt hätte. Schüchtern blickte er zu John auf, der immer noch ruhig neben ihm im Gras saß. Konnte er ihm vertrauen? Colin zögerte einen Augenblick. Dann faßte er sich ein Herz und begann, dem Mann seine Gedanken mitzuteilen.

„Ich weiß, daß es wahr ist. Gott gibt es wirklich, und zwar nicht irgendwo weit hinter den Wolken. Ich habe erfahren, daß er da ist, und daß er sich sogar um mich kümmert. Neulich habe ich einen Polizisten in Holyhead getroffen, der hat mir gesagt, daß Gott seinem Leben einen Sinn und ein Ziel gegeben hat. Ich weiß nicht genau, wie er das meinte. Ich würde so gerne mehr davon erfahren“. John war sichtlich erfreut über die Worte des Jungen. „Ja, Gott ist nahe, und er übersieht keinen Menschen auf der Erde“, antwortete er. „Im Grunde leben wir alle von seiner Gnade, davon, daß er aus kleinen Samenkörnern große Pflanzen wachsen läßt, die uns zur

Nahrung dienen, daß er überhaupt jeden von uns so wunderbar mit allen Einzelheiten des Körpers geschaffen hat und daß er uns immer wieder in Gefahren behütet, auch wenn viele Menschen das nicht wahr haben wollen. Aber Gott will uns mehr geben als nur Essen und Hilfe in Not. Er hat einen Plan für jedes Menschenleben, auch für dein Leben. Als erstes möchte er heilen, da, wo du andere verletzt hast oder durch eigene Schuld verletzt worden bist. Es gibt so viele Wunden, die wir mit uns herumschleppen, auch wenn sie von außen oft gar nicht zu sehen sind. Viele Wunden, die wir anderen zugefügt haben.“ Colin nickte. Er wußte um sein blutendes Herz, aber auch um sein schmerzendes Gewissen. Wer konnte seine Wunden heilen? Wer konnte seine Last von ihm nehmen?

„Gott weiß, daß wir Menschen uns allein nicht helfen können. Wir haben uns zwar die Wunden gegenseitig geschlagen, aber wir können sie nicht wieder heilen. Darum hat Gott in seiner Liebe seinen Sohn gesandt, Jesus Christus, der uns mit seinem Tod am Kreuz und mit seiner Auferstehung den Weg zum Heil bereitet hat. „Unsere Leiden – er hat sie getragen, und unsere Schmerzen – er hat sie auf sich geladen. Wir aber, wir hielten ihn für bestraft, von Gott geschlagen und niedergebeugt. Doch er war durchbohrt um unsere Vergehen willen, zerschlagen um unserer Sünden willen. Die Strafe lag auf ihm zu unserem Frieden, und durch seine Striemen ist uns Heilung geworden.“

Colin hatte diese Bibelveise schon in der Schule als Hinweis auf Jesu Tod und Auferstehung gehört, aber er hatte bisher nie begriffen, daß ihn das persönlich etwas anging. Jetzt wurde ihm zum erstenmal klar, welcher

Sinn hinter all dem stand. „Der Herr hat auch deine Schuld auf sich genommen. Nur dadurch ist Vergebung möglich, und nur durch die Vergebung können die Wunden heilen, kann neues Leben entstehen, wo vorher alles kaputt war.“ Colin seufzte und nestelte nervös an den Knöpfen seiner Strickjacke. „Ich weiß, daß ich schuldig geworden bin“, sagte er schließlich leise. „Manche Sachen gehen mir immer wieder im Kopf herum, und ich könnte mich dafür selbst ohrfeigen. Aber davon geht das schlechte Gewissen dann auch nicht weg.“ Er seufzte abermals. „Nein, davon geht das schlechte Gewissen auch nicht weg, weil du für deine Schuld gar nicht selber bezahlen kannst“, bestätigte John. „Und du brauchst es auch gar nicht. Jesus Christus hat ja die Strafe und damit die Bezahlung für dich auf sich genommen. Du brauchst ihm nur deine Schuld zu bringen, ihm zu sagen, daß es dir leid tut, und ihn um Vergebung zu bitten. Vielleicht gibt es auch noch den einen oder anderen Menschen, bei dem du dich entschuldigen kannst. Aber vieles ist ja so lange her, daß es gar nicht mehr wiedergutzumachen ist. Für all das hat Jesus gebüßt, als er am Kreuz für uns starb.“

Jetzt zögerte Colin nicht länger. Er wollte die Schmerzen seines Gewissens loswerden. So faltete er seine Hände und lud im Gebet all seine Schuld bei Jesus ab, der sie ihm vergab. Tatsächlich spürte er auf einmal eine große Befreiung und einen tiefen Frieden in sich aufsteigen.

Die Sonne lachte vom klaren blauen Himmel herab, als sich John und Colin auf den Heimweg begaben. „Deine Mutter hat übrigens erlaubt, daß du noch ein paar Tage bei uns bleibst“, sagte John beiläufig. „Am Wochenende

fahren wir nach Irland zurück. Dann können wir dich mitnehmen und nach Hause bringen.“ Zuerst war Colin erleichtert, daß er die Begegnung mit seiner Mutter und mit Cliff noch ein wenig hinauszögern konnte. Dieser Ort gefiel ihm wesentlich besser, und Johns Familie gab ihm in jeder Hinsicht zu verstehen, daß er willkommen war. Aber dann kroch auf einmal eine heimliche Bitterkeit in ihm hoch. „Mama ist gar nicht scharf drauf, mich wiederzusehen!“ ging es ihm durch den Kopf. Im Grunde war es doch egal, solange er bloß nicht zu viel Ärger bereitete.

John war die Veränderung in Colins Gesichtsausdruck nicht entgangen. „Denkst du an zu Hause?“ fragte er vorsichtig. Colin riß ein paar Blätter von einem Gebüsch am Wegrand ab und zerrieb sie zwischen den Fingern. „Ich habe kein Zuhause“, entgegnete er bitter, John ließ sich Zeit zu einer Antwort. Schließlich sagte er: „Der Herr sucht auch deine Eltern und will ihr Leben verändern!“ „Aber es tut ihnen ja gar nicht leid!“ fiel ihm Colin aufgebracht ins Wort. „Sie sehen ja nicht ‘mal, was sie mir antun! Sie sind ja einfach blind dafür!“ Wütend warf er die zerriebenen Blätter vor sich auf den Weg. John blieb stehen. Sie waren jetzt beinahe bei dem windschiefen Haus angekommen.

„Ja, wahrscheinlich sind sie blind dafür“, gab er dem Jungen recht. „Oder sie haben Angst, ihre Schuld einzugestehen, weil sie nicht an die Vergebung glauben. Aber ohne Vergebung können die Wunden nicht heilen. So wie Jesus dir deine Schuld vergeben hat, ist er auch bereit denen zu vergeben, die dir Unrecht getan haben. Darum solltest auch du bereit sein, ihnen zu verzeihen.“ „Das kann ich nicht! Es würde ja auch nichts nützen!“

Sie würden ja doch nie ihre Fehler einsehen!“ Colin zog an einem Faden, der sich von seiner Jacke gelöst hatte, und riß ihn schließlich mit einem Ruck ab. „Was hat dich denn dazu gebracht, deine Schuld einzugestehen? War es nicht Liebe, die Gott dir trotz allem entgegenbrachte?“ sagte John ruhig. „Haß bewirkt nichts als Verhärtung. Aber Vergebung macht einen neuen Anfang möglich. Wir können dafür beten, daß Gott ihnen die Augen öffnet.“

Der Junge ging nur zögernd auf den Vorschlag ein. Seine Mutter, ja, die hatte er trotz allem lieb, und er war bereit, ihr zu verzeihen, was sie an ihm versäumt hatte. Aber sein Vater und Ronny und vor allem Cliff – die sollten ruhig die Strafe für ihre Schuld empfangen, wenn Gott eines Tages Gericht hielt! Den Rest des Nachmittags verbrachte Colin mit Aaron an dem breiten Bach, der hinter dem Haus vorbeifloß, und dem es auch den Namen ‚Riverview‘ (Flußblick) verdankte. Sie bastelten kleine Boote aus Baumrinde und versahen sie mit Papiersegeln. Leider wurden sie immer schnell von der Strömung fortgerissen.

Nach dem Abendessen las John den beiden Jungen eine Geschichte vor. Es ging darin um einen Mann, der viele Schulden gemacht hatte. Eines Tages sollte er sie zurückbezahlen, konnte es aber nicht. Eigentlich hätte er dafür ins Gefängnis gemußt, aber er bettelte um Gnade und darum, daß man ihm doch noch etwas Zeit ließe. „Du wirst das Geld sowieso niemals zusammenbekommen“, sagte der, dem er es schuldete. „Aber ich habe Mitleid mit dir. Darum will ich dir deine Schuld erlassen.“ Der Mann konnte es kaum fassen. Er war frei! All seine Schulden waren einfach von ihm genommen!

Er lief fröhlich nach Hause. Da traf er unterwegs einen Nachbarn, dem er neulich eine kleine Summe geliehen hatte. „Ich will es sofort zurückhaben!“ drängte er, aber der Nachbar konnte es ihm nicht geben. Auch er bat um Gnade und um etwas Zeit. Doch der Mann dachte nicht daran, sondern ließ ihn für seine Schulden ins Gefängnis werfen.

Colin erkannte bald den tieferen Sinn dieser Geschichte. Jesus hatte ihm seine Schuld vergeben. Er hatte nicht erst darauf gewartet, daß Colin sich änderte und ein besseres Leben führte. Er hatte Mitleid mit ihm gehabt, ja, mehr noch: echte, selbstlose Liebe. Und Colin? Wie schwer tat er sich, diese Liebe weiterzugeben. Auf einmal schämte er sich für seine Hartherzigkeit. In Gedanken sah er Cliff vor sich, der mit einer Zigarette zwischen den Fingern im Sessel hing, seine trüben Augen auf den Bildschirm des Fernsehers gerichtet. Doch statt des Gefühls der Angst, das ihn sonst immer beim Anblick des Mannes überkommen hatte, empfand Colin plötzlich Mitleid mit ihm. Was für ein trauriges, sinnloses Leben er führte! Tagein- tagaus arbeitete er in der nahegelegenen Kraftfahrzeugwerkstatt und ließ sich von seinem Chef herumkommandieren, dankbar, überhaupt einen Job zu haben. Das Geld reichte nur knapp zum Leben, und das Familienleben war auch nicht so rosig, wie er es sich bestimmt erträumt hatte. Außerdem erinnerte ihn Colins Anwesenheit täglich daran, daß er nur der zweite Mann seiner Frau war.

Jetzt wanderten Colins Gedanken zu Ronny. Zuerst wollte ihn wieder Bitterkeit ergreifen, als er an die Begegnung mit seinem Bruder dachte. Aber dann überlegte er, was Ronny wohl durchgemacht haben mußte,

seit er mit seinem Vater nach England gezogen war. Sein irischer Akzent gab seinen Klassenkameraden sicher schon genügend Grund, ihn zu hänseln. Dazu kam bestimmt noch die Sehnsucht nach der Mutter. Vielleicht war er froh gewesen, als Daddy noch einmal heiratete und sie wieder eine Familie waren. Vielleicht waren sie nur deshalb in eine andere Stadt gezogen, um abermals ein neues Leben anzufangen. Und da platzte Colin nun dreckig und zerlumpt hinein. War es nicht verständlich, daß Ronny nichts mit ihm zu tun haben wollte? ,Warum haben sich Mama und Daddy bloß getrennt! Warum gibt es soviel Leid auf der Welt? Warum steckt in uns soviel Selbstsucht und Bosheit?' Nur Jesus konnte Antwort auf diese Fragen geben: ,Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben.' Und weil dies allen Menschen galt, wollte Colin es auch niemandem vorenthalten.

7. Kapitel

Die nächsten Tage vergingen wie im Fluge. Colin durfte mit John einen der Gipfel besteigen, von dem aus sie weit über die umliegenden Berge bis hin zum Meer schauen konnten. Jeden Abend setzte sich die Familie im Wohnzimmer zusammen und sang Lieder zur Gitarre. Obwohl Colin sie nur schwer lernte, war er doch beeindruckt von den Texten, die Gottes Liebe und Führung ausdrückten.

Dann rückte der Abschiedstag heran. Am Abend vorher verstaute John schon etliche Sachen im Auto, und am Morgen ging das Packen weiter. Colin fiel die Aufgabe zu, sich um die beiden Kinder zu kümmern. So setzte er Sarah in den Kinderwagen, nahm Aaron an die Hand und zog mit ihnen zu einem Spaziergang los. Inzwischen kannte er sich ein wenig in der Umgebung aus. Er wollte noch einmal zu seinem Lieblingsplatz gehen, einer stillen Waldwiese am Ufer des Baches. So schob er den Kinderwagen auf der schmalen Asphaltstraße vor sich her und zog Aaron hinter sich her. Bald bogen sie in einen Waldweg ein. Da hatte Colin Mühe, den Wagen über Wurzeln und an tiefen Schlaglöchern vorbeizumanövrieren, und Sarah begann, lauthals gegen das Gerumpel und Geschüttel zu protestieren. Aaron jammerte, daß ihm die Füße wehtäten. Er blieb immer weiter hinter Colin zurück, der jetzt beide Hände für den Kinderwagen benötigte. Endlich kam die Wiese in Sicht. Sarah war dankbar, als sie aussteigen durfte, und lief sofort auf das plätschernde Wasser zu. „Fall da nicht ‘rein!“ ermahnte Colin das kleine Mädchen. Dann riß er ein paar Grasbüschel aus und begann, damit den Schlamm von den Wagenrädern zu wischen.

„War doch eine gute Idee, mit den Kindern hierherzugehen“, dachte er dabei. Immer wieder warf er einen Blick auf Sarah, die am Ufer des Baches spielte. Dann machte er sich auf einmal Sorgen um Aaron, der immer noch nicht auf der Wiese erschienen war. Er stand auf und lief noch einmal in den Wald hinein. Hinter der nächsten Biegung kam ihm der weinende Junge entgegen. Colin bekam ein schlechtes Gewissen, weil er ihn einfach im Stich gelassen hatte. Dafür ließ er ihn jetzt auf seinen Rücken klettern und trug ihn zur Wiese zurück. Aber was sah er da! Wo war Sarah in der Zwischenzeit geblieben? Colin setzte Aaron ins Gras und eilte zum Bach hinunter. Doch auch dort konnte er keine Spur von dem kleinen Mädchen entdecken. War sie etwa ins Wasser gefallen und wurde jetzt von den reißenden Fluten dem Tal zu getragen? Vor Schreck blieb Colin die Luft weg. Wie hatte er die Kleine nur an diesem gefährlichen Ort allein lassen können! Was sollte er jetzt bloß machen? Er konnte unmöglich mit dem leeren Kinderwagen zu John und Eileen zurückkehren! Und das alles nur, weil er unbedingt noch einmal seinen Lieblingsplatz hatte sehen wollen, anstatt auf die Kinder Rücksicht zu nehmen! Schluchzend sank er in das feuchte Gras und verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Vater im Himmel, was soll ich bloß machen? Ist Sarah schon tot, oder kann sie noch irgendwie gerettet werden? Du siehst doch alles, warum hast du denn nicht auf sie aufgepaßt? – Ach, es ist ja alles meine Schuld! Einem Mörder wirst du bestimmt nicht vergeben, oder?“ Verzweifelt suchte er noch einmal mit den Augen die Umgebung ab und rief dabei ihren Namen. Aber das Kind blieb verschwunden. „Am besten springe ich gleich hinterher!“ dachte Colin und sah auf das sprudelnde Wasser zu sei-

nen Füßen. „Aber was soll dann aus Aaron werden? Der findet ja nicht alleine den Weg zurück!“

Da drehte er sich um und sah auf den Jungen, der immer noch im Gras neben dem Kinderwagen hockte. Doch was tauchte da auf einmal aus dem Dickicht des Waldes auf? „Sarah! Wo hast du bloß gesteckt? Ich dachte schon, du wärst im Fluß ertrunken!“ Voller Erleichterung nahm er das Kind in den Arm und trug es zum Kinderwagen. Seine Knie zitterten noch, als er auf dem holperigen Pfad den Rückweg antrat. Diesmal ging er langsamer, damit Aaron mit ihm Schritt halten konnte. Im stillen dankte er Gott, daß er doch auf sie aufgepaßt hatte. Aber das schlechte Gewissen wollte so schnell nicht weichen. Als sie zum Haus zurückkehrten, war es höchste Zeit für den Aufbruch.

„Sonst können wir der Fähre nur noch hinterher winken“, sagte John und band den schmutzigen Kinderwagen auf dem Dachgepäckträger fest. Wenig später fuhren sie auf der kurvenreichen Landstraße der Küste entgegen. Bei Tageslicht sah der Hafen von Holyhead ganz anders aus, als Colin ihn von seinem nächtlichen Abenteuer in Erinnerung hatte. Ob der freundliche Polizist hier immer noch Dienst tat? Colin hatte keine Zeit, nach ihm zu suchen. Das Auto rollte in den Bauch der Fähre, und die Familie stieg aus. Sie ließen sich auf einer Bank im Außendeck nieder, die von der warmen Nachmittags-sonne beschienen wurde. Dann legte die Fähre ab, und langsam verschwand das Land in der Ferne. Colin nahm Aaron an die Hand und erkundete mit ihm das Schiff. Diesmal gab er sich besonders Mühe, auf die Wünsche des Kleinen einzugehen. Auch ließ er ihn keinen Augenblick aus den Augen.

Aaron staunte über die vielen Dinge, die es zu sehen gab. Auf der Hinfahrt hatte er auf dem Schoß der Mutter geschlafen, denn sie waren mit der Nachtfähre gefahren. Er warf einen Blick in den Spielsalon, aber der Lärm der Automaten schreckte ihn ab. Da war es schon interessanter, aus einem der runden Bullaugen zu spähen oder einen Blick auf die Brücke zu werfen, wo der Kapitän an dem großen Schaltbrett hantierte. Am liebsten wäre er draußen in eines der weißen Rettungsboote geklettert, aber das war natürlich nicht möglich. Schließlich kehrten die beiden Jungen zu den Eltern zurück. Aaron berichtete aufgeregt, was er alles gesehen hatte.

„Schön, daß Colin dich so lieb herumgeführt hat“, sagte die Mutter und sah dabei mit einem warmen Lächeln zu dem großen Jungen hinüber. Da erhob sich Colin und schlenderte davon. Er beugte sich weit über die Reling, so daß er in das Kielwasser schauen konnte, das schäumend den Rumpf des Schiffes umspülte. Colin konnte sich über Eileens Lob nicht freuen. Er fühlte, daß er es nicht annehmen durfte, solange er den Vorfall vom Morgen nicht ans Licht gebracht hatte.

Eine Weile schlenderte er ruhelos auf dem Deck auf und ab. Dann kam John auf ihn zu und machte ihn auf einen Schwarm Möwen aufmerksam, die dem Schiff schon von Wales her gefolgt waren. „Sie riechen die Essensreste aus der Kombüse und hoffen, daß etwas für sie abfällt“, erklärte er dem Jungen. Colin hörte nur mit halbem Ohr zu. Die Möwen interessierten ihn im Augenblick nicht. Da gab es andere Sorgen, die ihn plagten. Vorsichtig begann er, John von dem morgendlichen Ausflug zu erzählen. „Ich dachte, die Kleinen freuen sich über die Waldwiese Ich wollte Sarah auch

eigentlich nicht aus den Augen lassen, nur weil Aaron nicht kam“ „Ich verstehe schon“, sagte John und legte dem Jungen seine breite Hand auf die Schulter. „Du brauchst auch nicht nach Ausreden zu suchen. Wenn dich dein Gewissen drückt, dann ist es das beste, du nennst die Sache beim Namen.“

Colin seufzte. „Also, ich wollte gerne noch einmal zu meinem Lieblingsplatz. Weil wir nicht viel Zeit hatten, mußte es schnell gehen. Sarah schrie im Wagen, und Aaron kam nicht mehr mit. Na, und als ich ihn dann holen ging, war Sarah auf einmal verschwunden. Ich dachte wirklich, sie wäre ertrunken. Es hätte ja auch leicht passieren können. Aber Gott hat auf uns aufgepaßt. Trotzdem weiß ich, daß ich falsch gehandelt habe.“ Er wartete ängstlich auf Johns Reaktion. Würde er ihm jemals wieder seine Kinder anvertrauen? Er hatte Colin ja versprochen, daß er an den Wochenenden zu Besuch kommen durfte. Vielleicht würde er sein Versprechen jetzt aufheben.

Doch John hatte ganz andere Sachen im Kopf. „Es ist gut, daß du die Sache ans Licht gebracht hast“, sagte er ruhig. „Wir alle machen Fehler und brauchen nicht nur die Vergebung des Vaters, sondern auch voneinander. Die Kleinen haben es dir ja schon verziehen. Warum sollte ich dann noch nachtragend sein?“ Colin atmete erleichtert auf. Bisher hatte er immer geglaubt, daß er seine Schwächen und Fehler vor anderen verbergen mußte, um von ihnen anerkannt zu werden. Aber bei Gott war das anders und auch bei denen, die zu ihm gehörten und ihr Leben von ihm führen ließen. Da zählten Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit mehr als große Leistungen. Colin sah in den Himmel hinauf und betete

still. Wieder fühlte er, wie ein tiefer Friede in sein Herz einkehrte.

Wenig später kam am Horizont Land in Sicht. Es dauerte noch eine Weile, ehe Colin die Umrisse seines Heimatortes erkennen konnte. Dort lag die kleine Bucht, in der er neulich die Kiste des spanischen Schiffes gefunden hatte. Er suchte mit den Augen den Strand ab, um zu sehen, ob sie noch da war. Aber sicherlich hatte sie schon jemand mit nach Hause genommen und zu Ofenholz zerkleinert. Jetzt glitt die Fähre an den beiden Leuchttürmen vorbei. Colin hörte seinen Namen. Er drehte sich um und sah, wie Eileen ihn heranwinkte.

„Wir müssen hinunter zum Auto. Die Fähre legt gleich an“, sagte sie, als der Junge nahe genug war, um ihre Worte zu verstehen. Colin stieg hinter ihr die Treppe hinunter. Auf dem Autodeck wimmelte es von Menschen, die zu ihren Fahrzeugen zurückkehrten. Aber noch mußten sie geduldig warten, bis das Schiff vertäut war und die große Eisenklappe geöffnet wurde. Einige Seeleute sorgten dafür, daß es zu keinem Verkehrschaos kam, sondern die Autos und Lastwagen ordentlich nacheinander an Land fuhren.

„Jetzt mußt du uns den Weg weisen, Colin, damit wir dich heimbringen können“, sagte John, als sie das Hafengelände hinter sich ließen. „Da vorne links“, antwortete der Junge und sah zum Fenster hinaus in den klaren Abendhimmel. Je näher sie seinem Zuhause kamen, desto unruhiger wurde er. Wie würden Mama und Cliff diesmal auf seine Ankunft reagieren? Würde er Prügel bekommen oder mit Vorwürfen überschüttet werden? Oder würde Cliff ihm wie so oft die kalte

Schulter zeigen und sagen, er sei ja nicht sein Sohn? „Da drüben, das gelbe Haus ist es. Da wohne ich.“ John parkte am Straßenrand auf der gegenüberliegenden Seite und öffnete die Tür. Colin stieg ebenfalls aus, während Eileen mit den Kindern im Auto blieb. „Wir wollen ja nicht als ganze Kompanie das Haus erstürmen“, sagte sie und lächelte dem Jungen aufmunternd zu. Colin stieg mit wankenden Knien die Stufen zum Haus empor. „Am besten, du klopfst an die Fensterscheibe. Die Klingel ist nämlich kaputt.“ John beugte sich zum Kinderzimmerfenster vor und blickte geradewegs in das Gesicht eines kleinen Mädchens. Fiona erschrak und eilte sofort aus dem Zimmer. Wenig später waren schlurfende Schritte auf dem Flur zu vernehmen. Dann öffnete Cliff die Tür.

„Guten Abend. Mein Name ist John Stevenson. Ich bringe Ihren Jungen zurück“, sagte John freundlich. Colin hielt für einen Augenblick die Luft an. Cliffs Worte klangen ihm bereits in den Ohren, obwohl er sie noch gar nicht ausgesprochen hatte. „Colin ist nicht mein Junge; er gehört nicht zu mir; er ist nicht mein Sohn! – Sag es doch! Nun sag es doch endlich!“ schrie es in dem Jungen, der die bedrückende Stille nicht länger ertragen konnte. Doch Cliffs Antwort sah diesmal anders aus.

„Kommen Sie ruhig herein“, sagte er ein wenig verlegen und trat einen Schritt zur Seite. John schob Colin vor sich her in den dämmrigen Hausflur. Der Junge lief zögernd in die Küche, wo die Mutter gerade dabei war, das Baby zu füttern. „Guten Abend“, grüßte John und nahm auf dem wackeligen Holzstuhl Platz. „Colin!“ rief die Mutter aus. „Wie gut, daß du wieder da bist!“ Tränen stiegen ihr in die Augen, und sie wischte sich rasch mit der Schürze

über das Gesicht. Colin sah verlegen zur Seite. „Hast du einen Tee da?“ fragte Cliff aus der Türöffnung. „Im Kessel ist noch heißes Wasser. Ich kann schnell welchen aufgießen“, antwortete die Mutter und eilte zum Herd. „Ich wollte nicht lange bleiben“, mischte sich jetzt John ein. „Meine Familie wartet draußen im Auto.“

„Ach so, ja ...“ Cliff kratzte sich nervös am Kopf. Colin erinnerte sich nicht daran, ihn jemals so verlegen gesehen zu haben. Sonst gab er sich immer so stark und gelassen, als ob ihm niemand etwas anhaben könnte. „Wieviel hat denn die Überfahrt für den Jungen gekostet?“ wollte er jetzt wissen und suchte seine Brieftasche. „Gar nichts“, entgegnete John. „Autos mit vier bis sechs Personen haben auf der Fähre einen Einheitspreis.“ „Und sonst? Ich meine, Essen und so?“ John wehrte mit einer Handbewegung ab. „Dafür hat Colin uns ja geholfen, mit den Kindern zum Beispiel.“ Er sah kurz zu dem Jungen hinüber. Dann wandte er sich wieder an Cliff. „Ich wollte noch kurz mit Ihnen sprechen, wie es jetzt weitergeht.“

Inzwischen hatte die Mutter den Tee fertig und kam mit zwei dampfenden Tassen auf die beiden Männer zu. Das Baby begann zu schreien, weil es weitergefüttert werden wollte. Colin lehnte sich unschlüssig an den Kühlschrank.

„Wir können uns ins Wohnzimmer setzen; da ist es ruhiger“, schlug Cliff vor und nahm eine Tasse in Empfang. John erhob sich und folgte ihm. Colin überlegte einen Augenblick, ob er ihnen heimlich nachgehen sollte, um dem Gespräch zu lauschen. Aber da überschüttete ihn die Mutter auch schon mit einem Redeschwall. „Oh, Colin! Was machst du bloß für Sachen! Du hast aber

wirklich Glück gehabt, daß du an so nette Leute geraten bist! Es hätten dir auch ganz andere Sachen passieren können“ „Mir sind auch noch ganz andere Sachen passiert“, wollte Colin entgegnen, aber die Mutter ließ ihn gar nicht zu Wort kommen.

„Versprich mir, daß du so etwas nie wieder tust! Du weißt ja gar nicht, was du uns damit für Sorgen gemacht hast!“ Inzwischen war sie zum Küchentisch zurückgekehrt und fuhr fort, die kleine Cary zu füttern. Colin setzte sich ihr gegenüber auf seinen gewohnten Platz. Er überlegte, ob er auch etwas essen sollte. Aber trotz des Hungers war seine Kehle wie zugeschnürt. Er wußte die Worte der Mutter nicht recht zu deuten. Waren es nur Vorwürfe, oder steckte echte Sorge und Anteilnahme dahinter? Er spähte unsicher zu ihr hinüber. Da entdeckte er wieder ein paar Tränen in ihren Augen, und auf einmal wußte er, daß er ihr doch nicht egal war. Cary war fertig. Die Mutter hob sie aus dem Stühlchen, und sie watschelte auf ihren krummen Beinen zum Kinderzimmer hinüber.

„Hast du heute schon etwas Warmes gehabt? Ich kann dir den Rest vom Mittagessen zurechtmachen“, sagte die Mutter und öffnete den Kühlschrank. Colin war gerührt über ihre Fürsorge. Wenig später stellte sie einen dampfenden Teller vor ihn hin, und während er aß, verschwand sogar der Kloß aus seinem Hals. John sah noch einmal zu ihm herein, um sich zu verabschieden. „Bis nächsten Sonntag! Ich hole dich gegen zehn Uhr hier ab.“ Colin nickte und sah ihm wehmütig nach.

Nach dem Essen fühlte er sich sehr müde und fuhr sich nur noch flüchtig mit der Zahnbürste durch den Mund.

Als er durch das Wohnzimmer zu seiner Nische tappte, hörte er auf einmal ein leises „Gute Nacht“ hinter sich. Erschrocken wandte er sich um, doch Cliff hatte seine Augen bereits wieder auf den Bildschirm gerichtet. „Gute Nacht“, hauchte er ihm zu, und der Mann warf einen flüchtigen Blick zu ihm hinüber. Dann verschwand Colin hinter dem braunen Vorhang.

8. Kapitel

Als Colin am nächsten Morgen erwachte, sah er sich zunächst verwirrt in dem engen Raum um. Er war in den letzten Tagen an so vielen verschiedenen Orten gewesen, daß er Mühe hatte, sich wieder in seiner kleinen Nische zurechtzufinden. Dann erinnerte er sich daran, daß heute Montag war. Bei dem Gedanken an die Schule wollte er am liebsten noch einmal tief unter die Decke kriechen. Aber dann besann er sich, daß er Sean und die anderen Kameraden wiedersehen würde. Ha, denen konnte er etwas erzählen! Wer von ihnen hatte schon solche Abenteuer erlebt, wie sie ihm in der vergangenen Woche widerfahren waren! Mit einem Satz sprang er aus dem Bett und zog sich eilig an. Dabei fiel das kleine grüne Buch aus seiner Hosentasche, das John ihm geschenkt hatte. Es war ein Teil der Bibel, in dem viel von Jesus und seinen ersten Nachfolgern berichtet wird. Colin hob es auf und blätterte darin herum. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, jeden Morgen darin zu lesen, bevor er irgendetwas anderes begann. So taten es John und Eileen.

„Damit wir uns von dem Herrn Jesus führen lassen können, müssen wir ihn besser kennenlernen und seinen Willen erfahren. Deshalb lesen wir die Bibel“, hatte er ihm erklärt. Colin setzte sich auf die Bettkante und öffnete das Buch. Er blätterte ein wenig darin herum, bis er auf einen Satz stieß, der ihn aufhorchen ließ.

„Aber in der vierten Nachtwache kam er zu ihnen, indem er auf dem See einherging.“ Colin las den ganzen Abschnitt, wie Jesus seine Jünger im Boot vorausge-

schickt hatte, um selbst allein auf einem einsamen Berg zu beten. Es wurde Nacht, und ein heftiger Wind trieb hohe Wellen über den See. Colin konnte sich gut vorstellen, wie den Jüngern angst und bange wurde. Und dann lief im Morgengrauen zu allem Überfluß auch noch ein Mann über das Wasser auf sie zu. „Es ist ein Gespenst!“ schrien sie und zitterten vor Angst, obwohl sie alle gestandene Fischer waren. Doch als das ‚Gespenst‘ näher kam, erkannten sie, daß es sich um Jesus handelte. „Seid guten Mutes! Ich bin’s. Fürchtet euch nicht!“, sagte er mit ruhiger Stimme. Da wollte Petrus, einer der Jünger, besonders mutig sein. „Herr, wenn du es bist, so befehl mir auf dem Wasser zu dir zu kommen.“ „Komm“, sagte Jesus, und Petrus verließ das Boot.

Colin war so gefesselt, daß er das Buch nicht mehr aus der Hand legen konnte. Petrus lief tatsächlich auf Jesus zu. Als er aber die hohen Wellen sah, bekam er plötzlich Angst. Er begann zu sinken und schrie: „Hilf mir, Herr!“ Jesus streckte sofort seine Hand aus und zog ihn aus dem Wasser. „Kleingläubiger, warum zweifelst du?“ sagte er und stieg mit ihm ins Boot. Da legte sich der Sturm. Die Jünger waren beeindruckt, daß sie sich vor Jesus niederwarfen und riefen: „Wahrhaftig, du bist Gottes Sohn!“

Colin war ebenfalls beeindruckt, obwohl er die Sache nicht selbst miterlebt hatte. Aber sie war hier so spannend aufgeschrieben, daß er sich gut vorstellen konnte, wie es sich zugetragen hatte. Auf einmal hatte er das Bedürfnis, mit Jesus zu reden. Er schloß die Augen, um sich besser konzentrieren zu können, und faltete seine Hände. „Herr Jesus, du bist wirklich der Sohn Gottes,

sonst könntest du nicht solche Wunder tun! Und obwohl du so groß bist, willst du nicht, daß wir vor dir zittern. Wir sollen dir einfach vertrauen, daß du auch unmögliche Dinge tun kannst, und wenn wir nur auf dich schauen, brauchen wir vor den tobenden Wellen um uns herum keine Angst zu haben. Ob sie nun Cliff oder Mister Parker heißen oder wie auch immer. Und wenn sie uns doch einmal überrollen, dann bist du trotzdem nicht taub für unsere Hilferufe und ziehst uns aus der Tiefe wieder herauf.“

Er hielt inne und sog diese Erkenntnis tief in sich auf. Nach einer Weile öffnete er die Augen. Das Zimmer hatte sich in den Tagen seiner Abwesenheit nicht verändert. Aber Colin war anders geworden und konnte deshalb auf einmal mit anderen Augen sehen. Ja, es war bloß eine enge Nische mit einem Bett und einer Kommode darin. Aber wie sollten sich die beiden Mädchen diesen Raum teilen, wenn er auf seinem alten Kinderzimmer bestand? Immerhin war es ruhiger hier, denn sein Fenster blickte auf den Hinterhof. Colin drehte sich um und sah hinaus. Da ertappte er ein Eichhörnchen dabei, wie es den glatten Stamm einer Buche hinaufeilte und zwischen den grünen Blättern verschwand. Er legte das Buch auf seine Kommode und schlug den Vorhang zurück. Langsam ging er zum Badezimmer hinüber.

* * * * *

„Hallo, Colin! Ich dachte schon, du wärst verschollen!“ rief Sean ihm von weitem entgegen. Colin grinste ihn verlegen an. „War ich auch“, sagte er, als er den Freund erreicht hatte. „Aber jetzt bin ich wieder aufgetaucht.“

Sie liefen gemeinsam auf das hohe Schulgebäude zu. „Nun sag mir erstmal, wo du dich herumgetrieben hast! Du bist doch nicht etwa noch einmal als blinder Passagier über's Meer gegondelt?“ „Doch das bin ich, aber diesmal habe ich mich nicht ganz so dumm angestellt“, entgegnete Colin und genoß die stille Bewunderung des Freundes.

„Du hast dich also wieder in so einem Lastwagen versteckt?“ fragte Sean, als sie die Stufen zur Eingangstür hinaufstiegen. „Ja, genau, und diesmal bin ich dringeblichen, bis ich am nächsten Morgen in der Nähe von London aufgewacht bin.“ „Dann haben sie dich also nicht erwischt?“ „Nein. Bloß der Sturm hätte uns beinahe auf den Grund des Meeres befördert.“ Sie liefen jetzt durch den langen Flur auf das hinterste Klassenzimmer zu. „Da hast du sicher ganz schön Angst gehabt, stimmt's?“ Sean sah den Freund von der Seite her an. Der verzog seinen Mund zu einem verächtlichen Grinsen. „Ach was! Ich habe mich ganz gemütlich auf ein paar Woldecken ausgebreitet und geschlafen. Nur mein Magen hat sich nachher ein bißchen umgedreht“, entgegnete er gelassen. „Außerdem habe ich noch ganz andere Sachen mitgemacht.“

Inzwischen hatten sie das Klassenzimmer erreicht und ließen sich auf ihren Plätzen nieder. „Erzähl' schon! Was hast du noch erlebt?“ drängte Sean. Doch da läutete die Schulglocke, und ein wenig später begann Herr Dawson mit dem Unterricht. Colin war heute nur halb bei der Sache. In Gedanken malte er sich aus, wie er Sean auf dem Pausenhof seine Erlebnisse erzählen würde. Sicher wurden noch andere Jungen von seinen Worten angelockt, und er konnte dann endlich einmal so

richtig im Mittelpunkt stehen. Er wollte in allen Einzelheiten ausschmücken, wie er auf den englischen Landstraßen getrampt war und vor allem seine Flucht vor dem zudringlichen Autofahrer. Doch als ihm dieses Ereignis wieder vor Augen trat, lief ihm auf einmal ein kalter Schauer über den Rücken. Wie großartig sich so etwas in Erzählungen anhörte, und wie schrecklich war es in Wirklichkeit gewesen! Noch einmal spürte er die entsetzliche Angst im Nacken, die ihn damals ergriffen hatte, als ihm der Verfolger so dicht auf den Fersen war. Da erinnerte er sich auch wieder an sein Stoßgebet, den Hilfeschrei in größter Not, den Gott nicht überhört hatte.

„Ja, ich hatte Angst, furchtbare Angst! Auch im Bauch der Fähre, als der Sturm tobte und ich dachte, daß wir untergehen, auch da hatte ich Angst! Und ich habe gebetet, obwohl ich sonst immer nur verächtliche Worte für Gott und fromme Leute übrig hatte!“ Plötzlich schämte sich Colin, daß er vor dem Freund so angegeben hatte. Ja, es war verlockend, sich von anderen bewundern zu lassen. Aber im Grunde war es nichts als Heuchelei. Warum wollte er Bewunderung für sich in Anspruch nehmen, die eigentlich jemand anderem gebührte?

Endlich läutete die Glocke zur großen Pause. Sean und Colin begaben sich zu ihrem Lieblingsplatz im Schatten der hohen Ulme. „Jetzt kannst du loslegen“, sagte Sean und hing begierig an den Lippen des Freundes. Colin nestelte nervös an den Knöpfen seiner Strickjacke. „Was ist denn los? Ich denke, du hast so viel erlebt!“ fuhr Sean ihn ungeduldig an. „Ja, das habe ich auch. Aber ich war nicht so mutig, wie ich vorhin getan habe.“ Colin war erleichtert, als er die Worte ausgespro-

chen hatte. Mochte der Freund jetzt von ihm denken, was er wollte! „Na, ist doch klar, daß du bei dem Sturm Angst hattest“, sagte Sean ruhig. „Ich glaube, ich wäre aus meinem Versteck gekrochen und hätte mich irgendwo unter die Leute gemischt, ganz egal, ob sie mich geschnappt hätten.“

„Das wollte ich auch“, gestand Colin. „Aber da waren Seeleute auf dem Fahrzeugdeck, und vor denen hatte ich mindestens genauso viel Angst wie vor dem Sturm.“ „Und was hast du dann gemacht?“ wollte Sean wissen. „Gebetet.“ „Was hast du gemacht?“ „Ich habe gebetet, zu Gott um Hilfe geschrien. Was sollte ich denn sonst tun?“

Sean sah ihn entsetzt an. „Aber ich dachte, du glaubst nicht an Gott!“ Da begann Colin, das wichtigste Erlebnis seiner Reise zu erzählen. Er berichtete dem Freund, wie Gott ihm in der Not geholfen hatte und ihn schließlich zu Menschen geführt hatte, die ihm Antwort geben konnten auf die brennenden Fragen seines Lebens. „Jesus lädt auch dich zu einem neuen Leben unter seiner Führung ein. Er will dir vergeben und will dich heilen und will dir einen echten Sinn geben und ein Ziel, das sich lohnt“, schloß er. Sean wußte zunächst nichts darauf zu antworten. Jetzt war er es, der nervös mit seinen Fingern spielte. „Weißt du, also irgendwie glaube ich auch an Gott. Also, daß es einen Gott im Himmel gibt, der alles geschaffen hat, das kann man sich ja denken“, stammelte er. „In Annamoe gehen wir jeden Sonntag mit den Großeltern zur Messe. Aber, ehrlich gesagt, das ist meistens langweilig mit den Gebeten und der Liturgie.“ Er seufzte und sah in die Krone des Baumes hinauf, die von dem leichten Sommerwind hin- und herbewegt wurde.

„Hast du auch schon mal alleine gebetet?“ fragte Colin. Der Freund dachte einen Augenblick nach. „Ja, so ähnlich wie du“, antwortete er dann. „Wenn ich in Not war, meine ich. Einmal im Gewitter und einmal, als mein Bruder krank war. Aber es kann natürlich auch Zufall gewesen sein, daß er wieder gesund wurde, oder es lag einfach an dem guten Arzt.“ „Meinst du?“ Colin sah kurz zu ihm auf. „Kann doch sein“, entgegnete der Freund und zuckte mit den Schultern. „Seit meiner Flucht über's Meer glaube ich nicht mehr an Zufälle“, sagte Colin langsam. „Dafür habe ich zu oft erfahren, daß Gott wirklich eingreift, wenn ich darum bitte.“ Die Schulglocke setzte ihrem Gespräch ein Ende. Aber es sollten noch viele weitere folgen, in denen die Jungen ihre Gedanken austauschten.

9. Kapitel

Colin konnte es kaum abwarten, bis der Sonntagmorgen heranrückte. Endlich war es dann soweit. Cliff schlief noch, und die Mutter war mit den Mädchen in der Küche beschäftigt, als Colin zur Haustür hinausschlüpfte. Ungeduldig lief er auf dem Bürgersteig auf und ab. Nach einer Weile kehrte er zum Haus zurück und ließ sich auf den Stufen nieder. Hatte John ihn womöglich vergessen? War Colin ihm gleichgültig oder lästig geworden, daß er den Sonntag lieber alleine mit seiner Familie verbrachte? Noch einmal stand Colin auf und spähte die Straße hinunter. Da sah er das dunkelblaue Auto um die Ecke biegen. Er atmete erleichtert auf und lief ihnen winkend entgegen.

„Hallo, Colin! Ich hoffe, du hast nicht zu lange auf uns gewartet“, sagte John. Er öffnete ihm die Tür, und Colin schlüpfte auf den Rücksitz zu Aaron und Sarah. „Wir fahren gleich nach Dublin zum Gottesdienst“, erklärte Eileen als das Auto wieder anfuhr. Colin sah sie überrascht an. „Dürfen die Kleinen mit in die Kirche?“ fragte er und wies dabei auf Aaron und Sarah. „Ja, Aaron geht nebenan in die Kinderstunde, und Sarah ist es gewohnt bei der Predigt stillzusein. Bei den Liedern singt sie dann um so kräftiger mit!“

Colin blickte aus dem Fenster auf die fast menschenleeren Straßen. Am Sonntagmorgen wirkte die Stadt immer wie ausgestorben. Nur vor der großen Kathedrale wimmelte es von Leuten, die zur Messe eilten. Doch die Familie Stevenson ging nicht in die Kathedrale. Sie hielten vor einem großen Haus, an dessen Wand in roten

Buchstaben geschrieben stand: „Jesus Christus: Der Weg, die Wahrheit, das Leben.“ Colin stieg aus und nahm Aaron an die Hand. Er fühlte sich auf einmal sehr verlegen zwischen all den fremden Menschen, die sich so herzlich begrüßten. Hier und da wurde er nach seinem Namen gefragt und willkommen geheißen. Dabei wäre es ihm im Augenblick lieber gewesen, unbeachtet in der Menge unterzutauchen. Aaron führte ihn gleich in den Kinderstundenraum und zeigte ihm die bunten Bilder an den Wänden. Dann begann nebenan jemand Klavier zu spielen. Eine freundliche ältere Frau winkte die beiden Jungen zu sich und schob sie vor sich her in den großen Saal. Colin sah sich nach John und Eileen um, konnte sie jedoch nirgends entdecken. Da ließ er sich zwischen anderen Kindern nieder und nahm Aaron auf den Schoß. Zwei Lieder wurden gesungen, die ein Mädchen am Klavier begleitete. Colin kannte die Lieder nicht, aber die Texte und Melodien gefielen ihm. Dann trat ein Mann nach vorne und begrüßte alle im Namen Jesu. „Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich in ihrer Mitte“, hat der Herr Jesus versprochen. Er ist also jetzt hier und hat uns an diesem Morgen etwas zu sagen. Er möchte uns mit seiner Gegenwart beschenken.“

Colin war fasziniert von den Worten des Mannes, aber noch mehr beeindruckte es ihn, daß so viele unterschiedliche Leute, Kinder und Erwachsene, hier zusammenkamen, weil sie damit rechneten, daß Jesus Christus lebendig in ihrer Mitte war. Wieder wurde ein Lied gesungen, diesmal eines, das Colin schon von den Abenden im Ferienhaus kannte. Als sie geendet hatten, breitete sich eine erwartungsvolle Stille im Raum aus.

„Was würdet ihr tun, wenn ihr in einem dunklen Zimmer wärt und würdet die Tür nicht mehr finden?“ fragte der Prediger und sah dabei besonders auf die Kinder, die in den vordersten Reihen oder auch auf dem Schoß ihrer Eltern saßen. „Ich würde mich an der Wand entlang tasten“, rief ein kleiner Junge vorlaut. „Nein, lieber ein Streichholz anzünden oder eine Kerze“, meinte ein anderer. „Dann kannst du auch gleich den Lichtschalter suchen“, wandte ein Mädchen ein. „Oder den Fensterladen öffnen, falls es draußen hell ist.“ „Nun, jedenfalls gibt es im großen und ganzen nur zwei Möglichkeiten“, fuhr der Prediger jetzt fort. „Entweder wir tasten uns durch die Dunkelheit voran, oder wir zünden ein Licht an.“

Colin nickte, verstand aber nicht recht, was die Sache zu bedeuten hatte. Da begann der Mann, das Gleichnis zu erklären. „Unser Leben liegt im Grunde auch im Dunkel. Selbst wenn es heller Tag ist, wissen wir oft nicht, was wir tun und lassen sollen. Da gibt es viele wohlge-meinte Ratschläge, aber oft widersprechen sie sich auch. Und letztlich muß jeder seine Entscheidung selbst treffen, in großen und in kleinen Dingen.“

Aaron rutschte unruhig auf Colins Schoß herum. Er verstand noch nicht viel von den Worten des Predigers. Aber Colin wollte unbedingt wissen, was es mit dem dunklen Zimmer und mit dem Licht auf sich hatte. „Viele Menschen tasten sich irgendwie durch die Dunkelheit voran. Dabei stoßen sie sich hier und da und versuchen vorsichtig, weiteren Verletzungen aus dem Weg zu gehen. Sie kennen weder den Weg noch das Ziel für ihr Leben. Andere zünden ein Streichholz an oder auch eine Kerze. Solange sie brennt, können sie einen kleinen

Umkreis erkennen und langsam vorangehen. Aber sie sehen nicht das Ziel, und wenn ihr Licht verlöscht, dann stehen sie wieder im Dunkeln.“ Jetzt begann in den hinteren Reihen ein Baby zu weinen. Die Mutter schob ihm einen Schnuller in den Mund und wiegte es auf ihrem Schoß hin und her, bis es sich wieder beruhigte. Colin hing gespannt an den Lippen des Predigers. Er hatte vom Vorantasten gesprochen und von der Kerze, die irgendwann verbraucht war. Aber gab es auch ein Licht, das das ganze Leben erhellte und nie verlösch?

„Einer von euch machte vorhin den Vorschlag, den Fensterladen zu öffnen, um das Licht von draußen in den dunklen Raum hineinzulassen.“ Wie zur Bestätigung seiner Worte drangen jetzt ein paar helle Sonnenstrahlen durch die hohen Fenster in den Saal und malten tanzende Schatten an die Wand. „Dieses Licht brauchen wir nicht selber anzuzünden. Wir brauchen es nur in unser Leben hineinzulassen. Dann können wir getrost vorangehen, ohne Angst haben zu müssen, uns zu stoßen oder zu verlaufen; und wir sehen das Ziel vor uns, zu dem unser Lebensweg hinführt. Jesus Christus sagt: ‚Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht in Finsternis wandeln, sondern wird das Licht des Lebens haben.‘

Colin war so in Gedanken über das soeben Gehörte, daß er kaum etwas von dem Lied und dem Gebet mitbekam, das nun folgte. Dann standen die Kinder auf und gingen in den Nebenraum. Dort machten sie ein paar Spiele und sangen Lieder mit Bewegungen, und zum Schluß erzählte die Leiterin ihnen noch eine Geschichte aus der Bibel. Dafür hatte sie bunte Figuren mitgebracht, die sie an einer Flanelltafel so lebendig bewegte, daß sich die

Kinder in die damalige Zeit mit hineingenommen fühlten.

„Wollen wir nächstes Mal an der Arche Noah weiterbauen?“ fragte sie die Kinder hinterher. „Ja!“ riefen diese begeistert. Colin überlegte, was er sich unter der Arche Noah vorstellen sollte. Gehört hatte er irgendwann schon einmal davon, aber er konnte sich nicht mehr genau daran erinnern. Sein Magen knurrte, als sie wenig später durch die Straßen der Stadt fuhren. Sarah schlief im Auto ein, und auch Aaron hatte Mühe, seine Augen offenzuhalten. Bald ließen sie das Zentrum hinter sich und fuhren an dem weiten Phoenix-Park vorbei. Die Stevensons wohnten in Clondalkin, etwas außerhalb der Stadt. An der Gartenpforte kam ihnen ein schwarz-weißer Hirtenhund entgegengesprungen. Colin wich einen Schritt zurück. Er kannte nur die streunenden Hunde am Strand, und mit denen hatte er bisher keine guten Erfahrungen gemacht. Aber Worley war ganz anderer Natur, das heißt, durch den Umgang mit freundlichen Menschen hatte auch er einen freundlichen Charakter bekommen. Er begrüßte jedes einzelne Familienmitglied mit seiner feuchten Schnauze, wobei er Colin nicht ausschloß.

Das Mittagessen wurde schnell aufgewärmt, und danach zog sich die Mutter mit den beiden Kleinen zu einem Schläfchen zurück. „Möchtest du ein bißchen die Umgebung kennenlernen?“ fragte John. Colin war froh, nach dem langen Sitzen am Vormittag nun ein wenig an die frische Luft zu kommen. Sie nahmen Worley mit, der schwanzwedelnd vorneweg sauste. Die Sonne lachte von dem wolkenlosen Himmel herab, und in der Ferne kreiste ein Sportflugzeug.

John und Colin stiegen einen Berg hinauf, von dem aus sie auf die Stadt hinunterblicken konnten. Dann schleppte Worley einen Stock herbei, den Colin ihm unbedingt werfen sollte. Der Junge fand Gefallen an dem Spiel und tobte bald mit dem Hund über die Wiese. John sah ihnen schmunzelnd zu. Schließlich ließ sich Colin erschöpft ins Gras fallen. Auf dem Rückweg sprachen sie nicht viel, aber Colin genoß die Gegenwart des Mannes, bei dem er sich geborgen und angenommen wußte. „Ihr kommt gerade rechtzeitig für ein Stück Kuchen“, begrüßte sie Eileen an der Haustür. Nach dem Kaffeetrinken fuhr die ganze Familie zum Liffey-Fluß hinunter. Dort wohnte ein Freund von John, der ihnen sein Ruderboot auslieh.

Colin kämpfte begeistert gegen die Strömung an. Da hatte er nun, seit er zurückdenken konnte, beinahe täglich die großen Schiffe auf's Meer hinausfahren sehen und war dem Wasser so nahe gewesen, aber dennoch hatte er nie zuvor ein Ruder in der Hand gehalten. John brachte ihm geduldig bei, damit umzugehen. Dann wollte Aaron es auch einmal versuchen. Platschend fiel das Ruder ins Wasser, und Colin beugte sich weit vor, um es wieder herauszufischen.

Nach einiger Zeit legten sie am Ufer an. Sarah begann entzückt, die bunten Blumen abzureißen, und Eileen bemühte sich, einen Strauß daraus zusammenzustellen. Währenddessen hatte Colin einen Baum entdeckt, der seine Äste weit über den Fluß hinausstreckte. Er kletterte hinauf und rutschte, so weit es ging, darauf vorwärts. Durch das Gewirr aus Zweigen und Blättern sah er die dunkle Wasserfläche schimmern. Dort blubberte etwas.



Vielleicht war es ein Fisch, der zum Luftholen an die Wasseroberfläche gekommen war. Oder mußten Fische nicht atmen? Colin wußte es nicht. Er bemerkte nur auf einmal, daß sein Ast zu schaukeln begann. Erschrocken wandte er sich um und sah, wie Aaron auf ihn zu geklettert kam.

„Paß auf! Setz dich lieber hin, sonst fällst du gleich ‘runter!’“ warnte Colin ihn. Aaron ging in die Hocke, blieb aber mit seinem Pullover an einem Zweig hängen. Er verlor das Gleichgewicht und konnte nur mit Mühe den breiten Ast umklammern. „Hilfe!“ wimmerte er, mit den Füßen nach einem Halt suchend. „Halt dich fest! Ich komme sofort!“ rief Colin ihm zu und rutschte eilig auf dem Ast zurück. Im stillen betete er, daß Gott ihn halten möge. Dann war er endlich bei Aaron angelangt und griff nach seinen dünnen Ärmchen. Mühsam zog er ihn auf den Ast hinauf.

„Danke!“ keuchte der Kleine mit einem schreckensbleichen Gesicht. „Und danke, Vater im Himmel“, fügte Colin leise hinzu. Gemeinsam stiegen sie ins Gras hinunter und liefen über die Wiese zu den anderen. „Is bin fast duntadefallen!“ berichtete Aaron aufgeregt. Er zeigte auf den Baum am Wasser und fügte hinzu: „Colin hat mis da wieda hochdezogen.“ John sah von einem zum anderen. „Da oben seid ihr herumgeklettert?“ fragte er schließlich. Colin nickte und sah verlegen zur Seite. Hatte er wieder einmal etwas falschgemacht? Hätte er besser auf Aaron aufpassen sollen? Aber niemand hatte ihm diese Aufgabe zugewiesen! „Danke, Colin, daß du ihm rechtzeitig geholfen hast“, sagte John jetzt. „Aber vielleicht kannst du von nun an ein bißchen darauf achten, was du Aaron vormachst. Du bist näm-

lich sein großes Vorbild, nur versteht er noch nicht, daß manches zu schwer für ihn ist, was du schon kannst.“

Colin nickte abermals. „Und du, Aaron“, wandte sich John jetzt an seinen Sohn, „frage Colin vorher, ob du ihm folgen darfst oder nicht.“ Der Junge sah ihn mit seinen großen Augen verständnislos an. „Wie gut, daß Gott auf die Kleinsten besonders aufpaßt“, mischte sich Eileen ein. „Sonst würde wohl kein Mensch das Erwachsenenalter erreichen.“ Auf dem Rückweg trieb sie die Strömung flußabwärts. Dann ging es wieder zurück nach Clondalkin, wo sie sich mit einem leckeren Abendessen stärkten. Als Colin später von John heimgefahren wurde, herrschte reger Verkehr auf der Umgehungsstraße, die direkt nach Dun Laoghaire führte. „Möchtest du uns nächsten Sonntag wieder besuchen, oder hast du schon etwas anderes vor?“ fragte John nach einer Weile. „Ich habe nichts vor. Wir unternehmen nie etwas als Familie, im Gegenteil, Cliff ist immer froh, wenn er mich nicht sehen muß“, antwortete Colin.

„Kommt ihr denn jetzt etwas besser miteinander aus?“ John sah kurz zu ihm hinüber. „Na ja, er sagt mir jetzt immer ‚Gute Nacht‘. Außerdem macht er den Fernseher etwas leiser, wenn ich schlafen gehe.“ Colin wunderte sich selbst darüber, daß Cliff auf einmal freundlicher zu ihm war. Lag es an dem Gespräch, das John mit ihm geführt hatte? Oder sollte Gott auch diese Gebete erhören? Jetzt bogen sie in eine Seitenstraße ein, und bald hielt der Wagen vor dem gelben Haus. „Danke für den schönen Tag“, sagte Colin schüchtern. „Also dann, bis nächsten Sonntag!“ John klopfte ihm noch einmal auf die Schulter und lächelte ihm aufmunternd zu. Colin stieg aus und warf die Tür hinter sich zu. Er winkte dem Auto

nach, bis es hinter einer Kurve verschwand. Dann stapfte er müde die Stufen zum Haus hinauf.

10. Kapitel

Die Sommerferien standen vor der Tür. Während andere Kinder Urlaub auf dem Land genossen oder sogar von Reisen in ferne Länder schwärmten, schlenderte Colin gelangweilt auf der Uferpromenade auf und ab. Sean war für einige Wochen nach Annamoe gefahren, und auch Brian, ein etwas jüngerer Nachbarjunge, mit dem er manchmal spielte, wanderte mit seiner Pfadfindergruppe irgendwo in den Bergen herum. Cliff nutzte seine wenigen Urlaubstage, um seinen kranken Vater in Belfast zu besuchen. Während dieser Zeit herrschte eine ungewohnte Ruhe im Haus. Es lag wohl nicht nur an dem Fernseher, der still in seiner Ecke stand, sondern es fehlte die Spannung, die der Mann sonst mit seiner Anwesenheit verbreitete. Colin verbrachte in jenen Tagen mehr Zeit zu Hause, als er es sonst tat. Er ließ sich sogar dann und wann zu einem Spiel mit den kleinen Schwestern herab. Dennoch wurde er von Langeweile gequält und sehnte sich schon die ganze Woche über nach dem Sonntag, der etwas Abwechslung in sein trostloses Leben brachte.

Dann begann das neue Schuljahr. „Mein Vater hat mir angedroht, daß er mich in ein Internat steckt, wenn ich mich nicht ein bißchen verbessere“, seufzte Sean, als die beiden Jungen wieder einmal im Schatten der Ulme Platz genommen hatten. „Außerdem findet er, du seist ein schlechter Umgang für mich“, setzte er hinzu. „Ich sollte mir lieber andere Freunde suchen. Aber das werde ich natürlich nicht tun.“

Colin sah starr vor sich hin. Das fehlte gerade noch, daß er seinen besten Freund verlor! Andererseits waren sie

sich in letzter Zeit etwas fremd geworden. Colin konnte ihm seine Gedanken nicht recht verständlich machen. Außerdem blockte Sean immer gleich ab, wenn die Sprache auf Gott und den Glauben kam. Er sagte, er hätte seinen Glauben, und wenn es ihm auch sonntags in der Messe ziemlich langweilig sei und er nicht viel davon verstünde, so sei er es doch schließlich gewohnt, dorthin-zugehen. Das gehörte eben zu seinem Leben, und er sah auch keine Notwendigkeit, daß sich etwas daran änderte.

Aber Colin veränderte sich, oder besser gesagt, es war Gott, der ihn veränderte. Das bemerkten die Menschen in seiner Umgebung mehr, als es ihm auffiel. Er wurde ausgeglichener und suchte nicht mehr ständig überall nach seinem eigenen Vorteil. Wenn er abends im Bett lag, mußte er nicht mehr von seinem Vater in England träumen, der in Wirklichkeit nie seinen Vorstellungen und Wünschen entsprochen hatte. Auch John und Eileen waren keine perfekten Menschen. Das hatte Colin sehr bald herausbekommen, wenn sie ihm auch in vielen Dingen ein Vorbild waren. Aber es gab da Einen, der wirklich perfekt war, einen liebenden Vater, der nie von Colins Seite wich, der an seinem Leben Anteil nahm wie kein anderer, und dessen Arm nie zu kurz war, um ihm zu helfen: Gott, sein himmlischer Vater. Er war nicht fern und auch nicht taub oder stumm. Wie oft erfuhr Colin, daß er seine Gebete in kleinen und großen Dingen erhörte! Und durch sein Wort, die Bibel, sprach er zu ihm. Was es da alles zu entdecken gab! Zwar war manches für Colin auch unverständlich, aber dafür gab es ja Sonntage, an denen er in der Kinderstunde oder bei John und Eileen seine Fragen loswerden konnte.

Dann kam ein Tag im Spätsommer, den Colin so bald

nicht vergessen würde. Es war Samstagnachmittag, und er schlenderte wiedereinmal gelangweilt auf dem Hafengelände herum. Die Mittagsfähre war bereits ausgelaufen. Colin sah sie am Horizont verschwinden. Er beobachtete einen Tanker, der an der Küste entlang nach Süden fuhr. In seinem Kielwasser tanzten zwei Segelboote. Die Leute darauf schienen Spaß daran zu haben, von den Wellen hin- und hergetrieben zu werden. Colin konnte sie nur undeutlich erkennen, aber er meinte, ihr lautes Gelächter zu hören.

„Ich muß ein Fernglas haben“, dachte er wehmütig. „Damit könnte ich alles viel besser beobachten.“ Er legte Daumen und Zeigefinger so zusammen, daß er wie durch eine Brille hindurchsehen konnte. Aber natürlich brachte das die Dinge nicht näher heran. Schließlich wandte er sich vom Wasser ab und schaute sich eine Weile in den Hafengebäuden um. Da die nächste Fähre erst am Abend auslief, herrschte nicht viel Betrieb dort. Aber auf dem großen Parkplatz trafen bereits wieder die ersten Lastwagen ein. Colin schlenderte darauf zu, um sich Automarken und Nummernschilder der verschiedenen Länder anzusehen. Er war gerade darin vertieft, einen französischen Satz zu entziffern, der auf einer gelben Plane prangte, als ihn plötzlich jemand von hinten am Arm packte. Erschrocken drehte er sich um und blickte in das Gesicht eines fremden Mannes.

„Wußte ich es doch, daß du das warst! Dich hätte ich unter tausend Jungen wiedererkannt!“ fuhr er Colin an. „Du bist der Kerl, der mir den ganzen Wagen versaut hat und dann einfach abgehauen ist!“ Colin verstand nicht recht, was der Mann von ihm wollte, aber sein ausländischer Akzent erinnerte ihn an irgend etwas.

„Nun versuch bloß nicht, es abzustreiten! Ich weiß genau, daß du der blinde Passagier bist, der damals hinter St. Neots das Weite gesucht hat!“ Der Mann hielt ihn immer noch fest im Griff und fuchtelte ihm mit der anderen Hand vor dem Gesicht herum. Jetzt fiel es Colin wie Schuppen von den Augen. Tatsächlich! Das mußte der belgische Lastwagenfahrer sein, vor dem er damals geflohen war. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken bei dem Gedanken, was der Mann alles mit ihm tun könnte. Aber so schnell wollte sich Colin nicht ergeben.

„Sie müssen sich irren!“ preßte er zwischen den bebenden Lippen hervor. „Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen! Ich war nie blinder Passagier“ „Hör auf zu lügen!“ fiel ihm der Mann ins Wort. „Dein Gesicht habe ich mir genau eingeprägt, auch wenn ich es nur kurz gesehen habe!“ Er drückte Colin gegen eines der Lastwagenräder und drohte ihm mit der Faust. Da kam dem Jungen blitzartig eine Idee. „Vielleicht ... Vielleicht verwechseln Sie mich ja mit meinem Cousin. Der sieht mir sehr ähnlich“, stammelte er. Der Mann sah ihn ein wenig verunsichert an. „Das ist doch wieder bloß eine Lüge! Du willst mich nur hinter's Licht führen!“ „Nein, das will ich wirklich nicht!“ Colin faßte auf einmal neuen Mut. „Wir werden sogar oft für Zwillinge gehalten“, log er. Der Mann lockerte jetzt seinen Griff ein wenig, ließ Colin aber nicht aus den Augen. „Dann sag mir Namen und Adresse von deinem Cousin, aber dalli!“ forderte er den Jungen auf. Colin hatte keine Zeit zu überlegen. So fiel ihm nichts Besseres ein, als den Namen eines Schulkameraden zu nennen und eine Adresse dazu zu erfinden. „Es kann sogar gut möglich sein, daß es Steven war. Der ist nämlich neulich von zu Hause abgehauen“, setzte er noch hinzu, um seine Lüge

zu untermauern. Da ließ der Mann endlich von ihm ab, aber nicht ohne ihm noch einmal mit der Faust zu drohen. „Wenn das nicht die Wahrheit ist, dann ...“

Colin suchte eilig das Weite. Als er den großen Parkplatz hinter sich gelassen hatte, atmete er erleichtert auf. Er wollte Gott danken, daß er ihm durch einen Geistesblitz aus der Patsche geholfen hatte. Aber da überfiel ihn auf einmal ein schlechtes Gewissen. „Jesus sagt: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“, erinnerte er sich. „Die Wahrheit! Die Wahrheit!“ Dieses Wort ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Er hatte gelogen, und zwar nicht nur einmal. Er hatte abgestritten, daß er der blinde Passagier gewesen war. Aber als wenn das nicht schon genug wäre, hatte er die Sache auch noch einem Klassenkameraden in die Schuhe geschoben. Vielleicht würde der Lastwagenfahrer den Jungen nie ausfindig machen. Aber in einem konnte Colin sicher sein: Solange er in Dun Laoghaire wohnte, mußte er ständig auf der Hut sein, damit ihn der Mann nicht eines Tages wieder erwischte. Von nun an durfte er sich im Hafen nicht mehr blicken lassen. Dieser Gedanke schnürte ihm beinahe die Kehle zu. Auf was für ein böses Spiel hatte er sich bloß eingelassen? Würde er sich jemals wieder frei bewegen können, ohne die Angst im Nacken, daß ihn jemand verfolgte? „Was soll ich nur machen?“ betete er verzweifelt. „Ich glaube, ich halte das nicht aus!“ Da war es ihm auf einmal, als ob der Herr Jesus ihm eine ganz klare Antwort gab: „Gehe zurück und stelle dich! Ich bin die Wahrheit, darum sollst du auch die Wahrheit sagen. Und ich werde mit dir sein.“

Colin seufzte. „Ich kann das nicht!“ schrie es in ihm. „Er wird mich in Stücke schlagen oder sonst was mit mir

machen!“ Der Kampf tobte noch einige Minuten, ja, es verging beinahe eine halbe Stunde, ehe Colin bereit war, auf den großen Parkplatz zurückzukehren. „Hoffentlich ist der Fahrer noch nicht losgegangen, um Steven zu suchen!“ bangte Colin und beschleunigte seine Schritte. Da sah er, wie die Tür des Fahrerhauses geöffnet wurde und der Mann herauskletterte. Colin nahm allen Mut zusammen und rannte zu ihm hin. „Warten Sie!“ rief er schon von weitem. Der Mann drehte sich überrascht nach ihm um. „Warten Sie! Ich muß Ihnen etwas gestehen“, keuchte Colin, als er nahe herangekommen war. „Was willst du denn schon wieder?“ fragte der Mann und sah mit einem zornigen Blick auf ihn herab. „Ich wollte bloß sagen ... also, Steven ist nicht mein Cousin. Ich habe keinen Cousin, und die Adresse stimmt sowieso nicht. Ich habe gelogen. Also ... ich war der blinde Passagier.“ Colin wußte nicht, wie ihm die Worte über die Lippen gekommen waren. Aber schließlich hatte er sie ausgesprochen. Er hatte die Wahrheit gesagt und wartete voller Bange auf die Reaktion des Mannes. Dieser sah ihn zunächst sprachlos an. „Du willst also sagen Na, ich hatte es mir ja gleich gedacht!“ Mit einem Satz war er bei dem Jungen und packte ihn noch einmal am Arm. „Das kannst du gleich vorne in der Reederei berichten! Dann darfst du deine Überfahrt nachbezahlen und gleich noch ein kleines Extrageld dazu!“ Er schleifte Colin hinter sich her auf das große Hafengebäude zu. Dem Jungen rutschte abermals das Herz fast in die Hose. Er zweifelte schon daran, daß er richtig gehandelt hatte. Was würde Cliff ihm wohl als nächstes wegnehmen? Colin besaß doch nichts mehr, womit er seine Schuld bezahlen konnte! Warum ließ ihn Jesus auf einmal im Stich, wo er doch getan hatte, was in seinen Augen richtig war? Da die vordere Tür verschlos-

sen war, lief der Mann um das Gebäude herum und klingelte an einer niedrigen Pforte. Nach einer Weile öffnete ein älterer Herr, den seine blau-weiße Uniform als einen Angestellten der Schiffahrtsgesellschaft auswies. Er schien nicht besonders erfreut, in seiner Ruhe gestört zu werden, und fragte gelangweilt: „Was wünschen Sie?“

„Der Junge hier ist neulich als blinder Passagier nach Holyhead gefahren“, brauste der Lastwagenfahrer auf. „Ich habe ihn erwischt, wie er drüben in England von der Ladefläche meines LKW's kletterte!“ Der Mann in der Uniform sah mit einem mitleidigen Blick auf Colin herab, der vor Schmerzen in seinem Arm das Gesicht verzog. „Wann soll das denn gewesen sein?“ fragte er, ohne besonderes Interesse an der Sache zu zeigen. „Vor etwa drei Monaten“, entgegnete der Begleiter. „Na, wenn das so lange her ist Das ist doch längst verjährt!“ Der Lastwagenfahrer gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden. „Der Junge hat seine Tat gestanden! Sie sollten ihm dafür auch eine gehörige Strafe verpassen, damit er es nicht wieder tut“, wettete er, und Colin befürchtete schon, er würde sich nun auch noch auf den armen älteren Mann stürzen. Doch dieser wurde jetzt selbst ein wenig ärgerlich.

„Wir haben ihn nicht auf frischer Tat ertappt, also geht uns die Sache auch nichts an“, entgegnete er. „Machen Sie mit dem Jungen, was Sie wollen, und passen Sie das nächste Mal gefälligst besser auf Ihren Lastwagen auf!“ Er drehte sich um und schlug die Tür hinter sich zu. Colin war zunächst genauso sprachlos wie der Mann, der ihn immer noch fest im Griff hielt. Dann begriff er, was soeben geschehen war. Er brauchte keine Strafe zu zahlen! .

Jetzt sah ihn der Fahrer mit einem bösen Blick an. Er war sichtlich enttäuscht, daß die Reederei kein Interesse an dem Fall gezeigt hatte. Also mußte er die Sache selbst in die Hand nehmen. „Du wirst die Ladefläche von meinem Lastwagen sauber machen, und zwar gründlich! Die Säcke müssen ausgeschüttelt werden, jeder einzeln, und dann werden noch die Felgen geputzt!“ Er schleifte Colin wieder hinter sich her zurück zu dem großen Parkplatz. Dort ließ er endlich seinen schmerzenden Arm los und öffnete die Plane seines Lastwagens. Colin erblickte wie damals einen Stapel Wolldecken und ein paar leere Säcke auf der Ladefläche. In einer Ecke stand ein Werkzeugkasten, und daneben lag ein abgebrochener Besen. Der Mann kletterte hinauf. Dann winkte er Colin, ihm zu folgen, und drückte ihm den Besen in die Hand. „Zuerst räumst du die Sachen ‘raus, und dann fegst du hier alles aus!“ befahl er barsch. „Ich gebe dir noch einen Lappen und einen Eimer zum Putzen. Wasser mußt du selbst irgendwo holen!“ Er drehte sich um und sprang mit einem Satz ins Freie. Colin sah ihn um die Ecke verschwinden. Einen Augenblick lang stand er unschlüssig da. Dann öffnete er die hintere Klappe und begann, die Wolldecken hinauszutragen.

Der Mann kam noch einmal zurück. „Hier ist der Eimer“, sagte er und stellte ihn vor Colins Füße. „In zwei Stunden muß alles fertig sein, sonst wird es zu spät für die Abendfähre. Und daß du es ja ordentlich machst!“ Colin nickte zaghaft und fuhr mit der Arbeit fort. Er füllte den Eimer an einem der Trinkwasserhähne, die sich unten am Hafen befanden. Dann fegte er die Ladefläche aus und wischte mit dem feuchten Lappen hinterher. Die Wolldecken schüttelte er eine nach der anderen aus und legte sie ordentlich wieder zusammen. Nun kamen die

Säcke an die Reihe. Sie waren sehr staubig, und rieselten Dreck und Sand heraus. Aber was war das? Colin bückte sich nach einem Stück Papier, das aus einem der Säcke gefallen war. Da erkannte er, daß es sich um eine Fünfpfund-Note handelte. Er betrachtete sie kurz und ließ sie dann unauffällig in seiner Hosentasche verschwinden. „Was für ein Glück im Unglück!“ dachte er und griff gleich nach dem nächsten Sack. Aber er konnte keinen weiteren Geldschein zutage fördern. Während er die Decken und Säcke auf die Ladefläche schleppte, überlegte er, was er mit dem Geld anfangen konnte. Wie gut Gott doch zu ihm war! Aber halt – gehörte das Geld denn wirklich ihm? Colin griff noch einmal in seine Hosentasche und zog die Fünfpfund-Note heraus. Er hatte sie schließlich im Lastwagen gefunden, und der gehörte dem belgischen Fahrer. Also gehörte ihm auch das Geld. Seufzend steckte Colin es wieder ein.

„Ich werde es ihm nachher geben“, sagte er zu sich selbst und machte sich jetzt daran, die Felgen zu putzen. Es war eine mühsame und anstrengende Arbeit, aber schließlich blinkte auch das letzte der sechs Räder in der Abendsonne. Inzwischen hatte sich der Parkplatz mit Fahrzeugen gefüllt. Colin goß das schmutzige Wasser in einen Abfluß und wartete auf die Rückkehr des Mannes. Als dieser nach einer Weile zu seinem Lastwagen zurückkam, war er mit der Arbeit des Jungen zufrieden, auch wenn er es nicht offen zeigte.

„Übrigens habe ich das hier in einem der Säcke gefunden“, sagte Colin und reichte ihm den Geldschein. Der Mann sah ihn überrascht an. „War da noch mehr?“ fragte er mißtrauisch. „Nein, nur das. Wenn Sie wollen, können Sie meine Hosentaschen durchsuchen“, entgeg-

nete Colin ein wenig gekränkt. Er kehrte das Innere seiner Taschen nach außen, nur um zu zeigen, daß sie leer waren. „Schön gut“, brummte der Mann und nestelte nervös an dem Geldschein herum.

„Ach ja, das war von Liam für den Whisky“, erinnerte er sich auf einmal. Dann wandte er sich wieder dem Jungen zu. „Jetzt sag’ mir doch mal eins: Vor gar nicht langer Zeit bist du als blinder Passagier über’s Meer gefahren und hast dich dann aus dem Staub gemacht, und nun kommst du auf einmal an als der ehrlichste Junge der Welt. Kannst du mir das erklären?“

Colin sah verlegen zu Boden. Wie sollte er dem Mann verständlich machen, was er erlebt hatte? Zaghast berichtete er von der Nacht im Bauch der Fähre. „Ich dachte, ich würde untergehen, und niemand würde mich vermissen. Ich hatte solche Angst. Und da habe ich gebetet, zu Gott um Hilfe geschrien.“ „So. Und er hat dein Gebet erhört?“ Colin nickte. Der Mann sah verlegen zur Seite. Jetzt faßte Colin Mut.

„Gott hat mir noch öfter geholfen. Und das Beste ist, daß er mir meine Schuld vergeben hat, weil sein Sohn die Strafe dafür getragen hat. Darum möchte ich mein Leben auch nicht mehr so weiterleben wie früher.“ Er sah kurz zu dem Mann auf. „Deswegen also deine Ehrlichkeit“, antwortete dieser und räusperte sich verlegen. „Also, dann sollst du das Geld auch als ehrlichen Lohn für deine Arbeit haben.“ Er drückte dem Jungen die Fünf-Pfund-Note in die Hand.

„Aber .. aber das habe ich doch getan, weil ich Ihnen damals alles versaut habe!“ protestierte Colin und woll-

te ihm das Geld zurückgeben. „Ich hätte es in dem Sack sowieso nicht gefunden, also nimm es schon!“ Der Mann drehte sich um und schloß die Tür zu seinem Fahrerhaus auf. „Na ja, dann vielen Dank“, sagte Colin. „Und eine gute Fahrt“, fügte er hinzu, wobei er noch einmal zu dem Mann aufsaß. Dieser warf ihm einen flüchtigen Blick zu.

„Mach's gut, Junge, und halte dich weiter an deinen Gott“, sagte er und schloß schnell die Tür hinter sich zu. „Er will auch Ihr Gott sein“, rief ihm Colin nach, aber er war sich nicht sicher, ob der Mann seine Worte noch gehört hatte. Dann schlenderte er an den Lastwagen und Autos vorbei zur Uferpromenade. Der Geldschein steckte sicher verwahrt in seiner Hosentasche. Wieder malte sich Colin aus, was er alles davon kaufen konnte.

„Am besten spare ich es für einen neuen Cassettenrecorder“, entschied er schließlich. Aber dann kamen ihm die Worte des Mannes wieder in den Sinn. „Das war von Liam für den Whisky“, hatte er gesagt. „Schmutziges Geld“, dachte Colin. „Und außerdem habe ich es nicht verdient.“ Er ließ sich auf einer Bank nieder und sah auf die weite Wasserfläche, auf der sich die Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten. Über ihm kreiste eine Möwe und ließ ihren Ruf ertönen. „Was willst du, daß ich mit dem Geld machen soll?“ fragte Colin und sah in die Wolken hinauf. Da stand ihm auf einmal der kleine Korb vor Augen, der sonntags immer durch die Reihen der Gemeinde gereicht wurde.

„Ja“, sagte Colin und nickte. „Du hast mich so reich beschenkt, Vater im Himmel, da will ich auch etwas weitergeben. Und was den Cassettenrecorder angeht – du

weißt ja, wie sehr ich ihn mir wünsche. Wenn du es willst, werde ich auch irgendwann bekommen.“ Er stand auf und machte sich auf den Heimweg.

11. Kapitel

Colin erwachte. Die Strahlen der Morgensonne drangen nur spärlich zu ihm herein. Der Herbst war ins Land gekehrt, und morgens wurde es nur langsam hell. Da erinnerte er sich auf einmal, daß heute sein Geburtstag war. „Sicher hat Mama einen Kuchen gebacken“, dachte er und schnupperte, um eventuell etwas von dem Duft zu erhaschen. Dann versuchte er sich vorzustellen, was an seinem Platz auf dem Küchentisch liegen würde. Er brauchte dringend neue Hosen, und die Schuhe fielen beinahe auseinander. Dann war vielleicht noch eine Jacke dabei. Aus der alten war er wirklich herausgewachsen, und der Winter mit seinen kalten Stürmen ließ nicht mehr lange auf sich warten. Colin beugte sich vor und griff nach seiner Bibel. Er begann keinen Tag mehr ohne die Zwiesprache mit seinem himmlischen Vater. Wie sollte er sich auch sonst von ihm leiten lassen?

Als er schließlich seine Nische verließ, kamen ihm die beiden kleinen Schwestern aufgeregt entgegen. „Du hast heute Geburtstag!“ rief Fiona und klatschte in die Hände. Als ob er das nicht wüßte! Auf dem Küchentisch prangte bereits der runde Schokoladenkuchen. Aber was war das? Colin glaubte, seinen Augen nicht zu trauen. An seinem Platz stand ein kleiner Cassettenrecorder. „Happy birthday to you“, sangen die Mutter und Fiona, und Cary stimmte lallend mit ein. Colin betrachtete die beiden Hosen, die auf der Bank lagen, und sah auf die Schuhe, die daneben auf dem Fußboden standen. Aber immer wieder wanderte sein Blick zurück zum Cassettenrecorder. Nie zuvor hatte ihm die Mutter einen solchen Wunsch erfüllt. Sie war froh, wenn ihr Geld für



die notwendigen Dinge reichte. Als das Lied zu Ende war, kam sie auf ihn zu und drückte ihn kurz an sich. „Herzlichen Glückwunsch zu deinem zwölften Geburtstag!“ sagte sie. Dann kamen die beiden Mädchen an die Reihe, die ebenfalls ihrem Bruder gratulieren wollten.

„Vielen Dank für die schönen Geschenke“, brachte Colin heraus und schluckte ein paar Tränen hinunter. „Der Cassettenrecorder ist von Cliff“, sagte die Mutter, während sie den Tee aufgoß. Colin glaubte, sich verhöhnt zu haben. Er drehte sich um und nahm das Geschenk vorsichtig in die Hände. Es war das erste Mal, daß Cliff ihm etwas schenkte, und ausgerechnet den langersehten Cassettenrecorder. „Ob es ihm vielleicht leidgetan hat, daß er mir meinen damals weggenommen hat?“ überlegte Colin. Da trat Cliff in die Küche. „Alles Gute zum Geburtstag. Ich hoffe, das gefällt dir“, brummte er und kratzte sich dabei verlegen am Kopf. „Ja, sehr“, antwortete Colin. „Vielen Dank!“

Einen Moment lang begegneten sich ihre Blicke. Da war es Colin, als ob die Eisschicht, die so viele Jahre lang das Gesicht des Mannes zu einer undurchdringlichen Maske eingefroren hatte, langsam zu schmelzen begann. Als er an diesem Morgen zur Schule ging, hüpfte er geradezu über den Bürgersteig. „Der Herr verändert wirklich das Leben!“ sang er in Gedanken vor sich hin. „Es lohnt sich, ihm zu vertrauen und nachzufolgen!“



J. Larcombe Rees

Der Fluch von Schwarzeneck

Taschenbuch

JM 8 - 12

128 Seiten

4,80 DM

ISBN 3-89397-106-2

Auf Franks Leben liegen viele Schatten: Ohne Mutter, ohne Freunde und gehbehindert aufzuwachsen ist schon schlimm genug. Aber was hat Franks verbitterter Vater mit dem unheimlichen Mann aus dem Wald und der halbverbrannten alten Bibel zu tun?